

Sandra Schell und Yvonne Zimmermann

»Linkssengleaner«

Marie Luise Gansberg, Jost Hermand und die ›Sengle-Schule‹

Im Rückblick auf die Germanistik der 1960er- und 70er-Jahre erscheint Friedrich Sengle (1909–1994) als eine Institution der Literaturwissenschaft. Als einflussreicher Hochschullehrer an den Universitäten Tübingen (1945–1951), Köln (1951–1952), Marburg (1952–1959), Heidelberg (1959–1965) und München (1965–1978) bildete er zahlreiche junge Literaturwissenschaftler:innen aus, die er selbst als seine Schüler:innen bezeichnete und die sich der »Sengle-Schule«¹ zugehörig fühlten. Zwar hat Sabine Koloch unlängst zurecht darauf hingewiesen, dass eine »Geschichte der Sengle-Schule [...] noch nicht geschrieben worden« sei,² in memorialer Absicht haben sich ehemalige Schüler:innen jedoch immer wieder ihres Lehrers erinnert und auf diese Weise die ›Sengle-Schule‹ als identifizierbaren, intergenerationellen akademischen Zusammenhang konturiert.³ Die umfangreichsten und zugleich kontroversesten Darstellungen ent-

* Wir danken Brigitte Brinkmann, Günter Häntzschel, Wolfgang Hegele, Jost Hermand (†) – den wir vor seinem Tod noch sprechen konnten – und Berthold Sengle sowie dem *Heinrich-Heine-Institut Düsseldorf* und dem *Literaturarchiv Sulzbach-Rosenberg* für die freundlich erteilten Abdruckgenehmigungen des Archivmaterials, Sabine Koloch für wertvolle Anmerkungen sowie Andrea Albrecht für kritische Lektüre und Diskussion. Trotz intensiver Recherche konnten wir nicht alle Rechteinhaber ausfindig machen, für weiterführende Hinweise sind wir jederzeit dankbar.

1 Zum Beispiel im Brief von Friedrich Sengle an Günter Häntzschel, 30.03.1978, in: Heinrich-Heine-Institut Düsseldorf, Nachlass Sengle. Zum Begriff der Sengle-Schule vgl. Sabine Koloch: »Briefliche Begegnungen. Marie Luise Gansberg und Friedrich Sengle« [15.07.2018], in: *Literaturkritik. Sonderausgabe »1968 in der deutschen Literaturwissenschaft«* – https://literaturkritik.de/public/Koloch_Briefliche_Begegnungen_Gansberg_Sengle.pdf (23.05.2022), S. 1–18, hier S. 3–9.

2 Sabine Koloch: »Verbandspolitik Schwarz auf Weiß, aber mit Zwischentönen im Hintergrund. Das Protokoll von Eva D. Becker zum Deutschen Germanistentag 7.–12. Oktober 1968 in Berlin« [20.09.2020], in: *Literaturkritik. Sonderausgabe »1968 in der deutschen Literaturwissenschaft«* – https://literaturkritik.de/public/Koloch_Protokoll-Becker.pdf (23.05.2022), S. 1–22, hier S. 5.

3 Vgl. neben Jost Hermands Darstellungen (Anm. 5) etwa Manfred Windfuhr und Jost Hermand: »Vorwort«, in: *Zur Literatur der Restaurationsepoche 1815–1848. Forschungsreferate und Aufsätze*, hg. v. dens. Stuttgart 1970, S. VII; Manfred Windfuhr: »Einführung in den Sengle-Nachlaß«, in: *Heine-Jahrbuch* 38 (1999), S. 242–245; ders.: »Sengle, Friedrich«, in: *Neue Deut-*

stammen der Feder des jüngst verstorbenen »Pionier[s]«⁴ der Kulturgeschichte Jost Hermand. Als einer der ersten Doktoranden Sengles hat er seit dessen Tod Mitte der 1990er-Jahre wiederholt auf der ›Vorderbühne‹ der Germanistik, das heißt in publizierten Aufsätzen und Monografien, bisweilen polemisch zugespitzt von seinem Lehrer berichtet.⁵ Insbesondere mit Blick auf die ›konservative Tendenzwende‹ Mitte der 1970er-Jahre, die der hochschulpolitischen Zurückweisung des »linken oder sozialistischen ›Zeitgeistes«⁶ dienen sollte, hat Hermand aus seinen konkreten Erfahrungen als Sengle-Schüler allgemeinere Aussagen über dessen Schulbildung abgeleitet und kritisch kommentiert.

Hermands retrospektive Kritik an Sengle als akademischem Lehrer ist auf unterschiedlichen Ebenen angesiedelt: Er versteht Sengle *erstens* als einen der wichtigen konservativen »Repräsentanten des wissenschaftlichen Establishments«⁷ der frühen Bundesrepublik, der wie viele seiner Generation die nationalsozialistische Vergangenheit allgemein beschwieg und auch seine Schüler:innen über individuelle politische Verstrickungen im Ungewissen hielt.⁸ *Zweitens* wirft er Sengle in Bezug auf sein akademisches Verhalten eine autoritäre und asymmetrische Gruppenbildung vor, die auf Ausbeutung seiner Schü-

sche Biographie 24 (2010), S. 260f. – <https://www.deutsche-biographie.de/pnd118764608.html> (23.05.2022).

4 Andreas Platthaus: »Er forschte grenzenlos. Der Germanist Jost Hermand ist gestorben«, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* (12.10.2021), S. 11.

5 Siehe etwa Jost Hermand: *Geschichte der Germanistik*. Reinbek bei Hamburg 1994; ders.: »Literaturwissenschaft und ökologisches Bewußtsein. Eine mühsame Verflechtung«, in: *Perspektiven der Germanistik. Neueste Ansichten zu einem alten Problem*, hg. v. Anne Bentfeld und Walter Delabar. Opladen 1997, S. 106–125; ders.: *Zuhause und anderswo. Erfahrungen im Kalten Krieg*. Köln, Weimar, Wien 2001; ders.: »Allmähliche Entzauberung. Emil Staiger und die Marburger Junggermanisten der frühen Adenauer-Ära«, in: *1955–2005. Emil Staiger und ›Die Kunst der Interpretation‹ heute*, hg. v. Joachim Rickes, Volker Ladenthin und Michael Baum. Bern u. a. 2007, S. 43–58; ders.: »›Biedermeier‹ oder ›Vormärz?‹ Zum Kalten Krieg in der ostwestdeutschen Literaturwissenschaft zwischen 1950 und 1980 [2008]«, in: ders.: *Fünfzig Jahre Germanistik. Aufsätze, Statements, Polemiken 1959–2009*. Oxford u. a. 2009, S. 323–340; ders.: *Freunde, Promis, Kontrahenten. Politische Momentaufnahmen*. Köln, Weimar, Wien 2013.

6 Axel Schildt: »›Die Kräfte der Gegenreform sind auf breiter Front angetreten‹. Zur konservativen Tendenzwende in den Siebzigerjahren«, in: *Archiv für Sozialgeschichte* 44 (2004), S. 449–478, hier S. 449; vgl. ferner Nikolai Wehrs: *Protest der Professoren. Der »Bund Freiheit der Wissenschaft« in den 1970er Jahren*. Göttingen 2014. Zu Sengles Beteiligung nach Hermand vgl. das Kapitel »Tendenzwende in der Bundesrepublik«, in: Hermand: *Geschichte der Germanistik*, S. 165–172.

7 Hermand: »›Biedermeier‹ oder ›Vormärz?‹«, S. 333.

8 Vgl. bspw. ebd., S. 326 und 331, und Hermand: »Literaturwissenschaft und ökologisches Bewußtsein«, S. 106.

ler:innen und Stillstellung ihrer womöglich abweichenden politischen Interessen ziele. Sowohl das Beschweigen der eigenen NS-Vergangenheit als auch die (fach-)politisch-konservative Schulbildung werden von Hermand rückblickend mit Sengles weltanschaulichen Ansichten begründet. Politische und wissenschaftliche Auffassungen zusammenführend, wertet er Sengles epochengeschichtliches Interesse für die ›Biedermeierzeit‹ als »ideologische[s] Programm«, das »die Adenauersche Restaurationsperiode mit dem auratischen Schein der Metternichschen Restaurationsperiode« verbinden sollte.⁹ In diesem Sinne habe Sengle – so lässt sich Hermands Vorwurf zuspitzen – seine wissenschaftliche Arbeit »in zunehmendem Maße als Plattform zur Artikulation seiner politischen Gesinnung ge- und missbraucht[]«. ¹⁰ Er ließ Sengles Argument nicht gelten, die kooperative Beschäftigung mit der Restaurationsperiode sei als methodologische »Schule« zu verstehen, durch deren »Mitarbeit[]« man lernen konnte, »selbst etwas hervorbringen«. ¹¹ Vielmehr wertet Hermand die im Kontext der dreibändigen *Biedermeierzeit* entstandenen Qualifikationsschriften und Beiträge der Schüler:innen als konservativen Themenzwang. ¹² Diesen habe Sengle dazu benutzt, »seine Schüler [...] bewußt von jedem Engagement für irgendwelche systemkritischen Tendenzen ab[zu]lenken«. ¹³ Wo dies nicht gelang, habe er mit bisweilen vernichtender Polemik reagiert. Insbesondere in der Zeit der Liberalisierungs- und Demokratisierungsbewegung der 1960er- und frühen 70er-Jahre habe Sengle laut Hermand »gereizt« auf alle »Tendenzen« der »rebellisch-unterminierenden Ideologie des Marxismus« reagiert und sich dabei sogar gegen »frühere Schüler und Schülerinnen wie Hans-Wolf Jäger und Marie Luise Gansberg« gewendet. ¹⁴ Hermand, der mit dieser ›linken‹ Fraktion innerhalb von Sengles Schülerschaft sympathisierte, sah sich rückblickend selbst von diesem Angriff betroffen. In einer 2013 erschienenen Monografie zitiert er aus einem Brief Sengles aus den Jahren der politischen Entzweiung, in dem

9 Hermand: »Literaturwissenschaft und ökologisches Bewußtsein«, S. 106.

10 Tilman Venzl und Yvonne Zimmermann: »Die ›Biedermeierzeit‹ als verfallenes Forschungsmonument? Anmerkungen zu Friedrich Sengle am Beispiel der Droste-Forschung«, in: *Scientia Poetica* 21 (2017), S. 64–97, hier S. 76.

11 Friedrich Sengle: »Epilog. Wie Manfred Windfuhr zu seiner größten wissenschaftlichen Belastung kam«, in: »*Stets wird die Wahrheit hadern mit dem Schönen*«. *Festschrift für Manfred Windfuhr zum 60. Geburtstag*, hg. v. Gertrude Cepl-Kaufmann, Winfried Hartkopf, Ariane Neuhaus-Koch und Hildegard Stauch. Köln, Wien 1990, S. 501–504, hier S. 503.

12 Vgl. Hermand: »›Biedermeier‹ oder ›Vormärz?‹«, S. 326.

13 Hermand: *Freunde, Promis, Kontrahenten*, S. 33.

14 Hermand: *Geschichte der Germanistik*, S. 168f.

dieser Hermands »ideologisch-politische[] Vorwurfsrhetorik«¹⁵ mit den Worten kritisiert: »Sie blicken in die falsche Richtung.«¹⁶

Diesen somit im Nachhinein auf die ›Vorderbühne‹ gezogenen Vorwurf hatte Sengle in einem auf den 5. April 1972 datierten Brief formuliert, dessen Entwurf oder Abschrift in seinem Nachlass im *Heinrich-Heine-Institut Düsseldorf* erhalten ist. Sengle wollte, entnimmt man der bei Hermand nicht vollständig abgedruckten Briefpassage, seinen Satz als »Warnung« verstanden wissen, die er »eher politisch als innerliterarisch« begreife und die er, wie Hermand später moniert, als allgemeine konservative Kritik gegen die 68er-Bewegung richtet: Im Spannungsfeld zwischen ›Altnazis‹ und RAF, wie es in dieser Zeit diskutiert wurde, hält Sengle »ohne jeden Zweifel« eben nicht den »rechte[n]«, sondern den »linke[n] Radikalismus« für »gefährlicher«;¹⁷ und diesen linken Radikalismus meint er auch in den eigenen Reihen, insbesondere bei Nachwuchswissenschaftler:innen zu beobachten. Sengle selbst bekennt sich im Brief zur SPD, wobei er – in Bayern lehrend – mit resignativem Ton auf die Bildungspolitik in den von der SPD regierten Bundesländern schaut.

Mit Blick auf Sengles politische Positionsnahme in seinem Brief fragen wir uns, wie sich Hermands retrospektive Einordnungen zu den zeitgenössischen Diskussionen und Handlungen innerhalb der ›Sengle-Schule‹ verhalten. Zeichnet sich in Sengles Agieren und in seinen Äußerungen dieser Zeit tatsächlich, wie Hermand es im Nachhinein darstellt, ein »Gesinnungswandel«¹⁸ ab? Werden lang verdeckte weltanschauliche Ansichten aus der NS-Zeit wieder sichtbar und haben Sengles Schulbildungsstrategien beeinflusst? Welches Bild ergibt sich, wenn man die ›Hinterbühne‹ der Germanistik betritt und in den persönlichen Korrespondenzen nach Spuren der sukzessiven Distanzierung von Schüler und Lehrer oder gar nach einer ›Fraktionsbildung‹ innerhalb der Schülerschaft sucht? Welche persönlichen, wissenschaftlichen und politischen Funktionen erfüllen öffentliche oder für »akademische[] Teilöffentlichkeit[en]«¹⁹ visible Abgrenzungsgesten zwischen Lehrer:innen und von Schüler:innen? Und wie

¹⁵ Helene Kraus und Fabienne Steeger: »Zwischen den Stühlen«. Die Zeitschrift ›Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur‹ (IASL) im (fach)politischen Spannungsgefüge der 1970er Jahre«, in: *Scientia Poetica* 25 (2021), S. 381–405, hier S. 383.

¹⁶ Hermand: *Freunde, Promis, Kontrahenten*, S. 76.

¹⁷ Friedrich Sengle an Jost Hermand, 05.04.1972, in: Heinrich-Heine-Institut Düsseldorf, Nachlass Sengle [Hervorh. i. Orig.].

¹⁸ Hermand: *Freunde, Promis, Kontrahenten*, S. 76.

¹⁹ Andrea Albrecht, Lutz Danneberg, Kristina Mateescu und Carlos Spoerhase: »Vorder- und Hinterbühnen der Germanistik: Das Verhältnis von öffentlicher und privater Kommunikation aus fachgeschichtlicher Perspektive«, in: *Scientia Poetica* 25 (2021), S. 225–235, hier S. 228.

verhalten sich diese Distanzierungsmanöver zu intimeren und inoffizielleren Kommunikationsformen, die sich aus archivalischen Quellen rekonstruieren lassen?

Zur Beantwortung dieser Fragen sehen wir davon ab, Friedrich Sengles Schulbildung in ihrer thematischen und methodischen Programmatik als Einheit zu verstehen und ihre Entwicklung umfassend in ihren (fach-)historischen und politischen Kontexten zu verorten. Der Blick in die Archivmaterialien zeigt schnell, dass jedes Lehrer:innen-Schüler:innen-Verhältnis in komplexen Zusammenhängen steht, einem »Informationsspiel«²⁰ über das eigene Ich und – nach Lorraine Daston und Heinz Otto Sibum – über die involvierten *scholarly personae*²¹ unterliegt. Zu allgemeine Aussagen verbieten sich daher, vielmehr ist man für jeden Fall auf eine umfangreiche, zugleich die individuelle Sphäre tangierende Rekonstruktion des Faktorenbündels angewiesen. Für die Analyse werden wir uns gleichwohl an den wissenschaftssoziologischen Modellannahmen Pierre Bourdieus orientieren.²² Denn seine konflikttheoretische und relationale Perspektive scheint uns in besonderem Maße zur Verhältnisbestimmung »zwischen den sozialen Positionen von Wissenschaftler*innen und deren inhaltlichen Positionierungen in der Wissensproduktion«²³ sowie den zugleich stattfindenden Kämpfen um Status, Anerkennung und Weltanschauung geeignet zu sein. Wir werden im Folgenden vorbereitend Sengles wissenschaftliches Selbstverständnis skizzieren (1), das er nicht nur explizit in den Vorworten der *Biedermeierzeit* offenzulegen versucht; es findet sich auch in zahlreichen methodologischen Aufsätzen dieser Zeit. Wir widmen uns kurz der 1970 anlässlich von Sengles 60. Geburtstag von Manfred Windfuhr und Jost Hermand herausgegebenen Festschrift *Zur Literatur der Restaurationsepoche 1815–1848* als publiziertem Zeugnis von Sengles schulbildendem Engagement und dem damit ver-

20 Erving Goffman: *Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag*. Aus dem Amerikanischen von Peter Weber-Schäfer. München 2021, S. 12.

21 Vgl. bspw. Lorraine Daston und H. Otto Sibum: »Introduction: Scientific Personae and Their Histories«, in: *Science in Context* 16 (2003), S. 1–8, sowie das zugehörige Sonderheft »Scientific Personae«, in: *Science in Context* 16 (2003); Lorraine Daston: »Die wissenschaftliche Persona. Arbeit und Berufung«, in: *Zwischen Vorderbühne und Hinterbühne. Beiträge zum Wandel der Geschlechterbeziehungen in der Wissenschaft vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart*, hg. v. Theresa Wobbe. Bielefeld 2003, S. 109–136.

22 Vgl. v. a. Pierre Bourdieu: »The Specificity of the Scientific Field and the Social Conditions of the Progress of Reason«, in: *Social Science Information* 14.6 (1975), S. 19–47; ders.: *Homo academicus*. Frankfurt a. M. 1988; ders.: »The Peculiar History of Scientific Reason«, in: *Sociological Forum* 6.1 (1991), S. 3–26; ders.: *Soziologische Fragen*. Frankfurt a. M. 1993.

23 Alexander Lenger und Philipp Rhein: *Die Wissenschaftssoziologie Pierre Bourdieus*. Wiesbaden 2018, S. 72.

bundenen Forschungsprogramm zur ›Biedermeierzeit‹ (2). Vor diesem Hintergrund werden wir uns sodann am Beispiel von Marie Luise Gansberg (3) und Jost Hermand (4) zwei Schüler:innen-Lehrer-Verhältnissen nähern und einen Blick auf das »Hinterbühnengeschehen«²⁴ dieser Zeit werfen. Wir konzentrieren uns dabei auf Distinktionsstrategien zweier Schüler:innen, die vom Sengle'schen Konservatismus wegführend eine recht heterogene ›linkssengleanische‹ Fraktion formierten,²⁵ sich trotz dieser Gemeinsamkeit aber auf ganz unterschiedliche Weise von ihrem Lehrer abgegrenzt haben. Diese zwei Emanzipationsversuche in den politisch aufgeladenen 1960er- und 70er-Jahren erscheinen uns nicht nur individualbiographisch bedeutsam, sondern für die Geschichte der Literaturwissenschaft und ihre Rolle in der Gesellschaft insgesamt von Interesse. Abschließend werden wir daher den fachgeschichtlichen Blick tentativ weiten und auf die kollektiven und institutionellen Aspekte der in der Regel asymmetrisch angelegten Lehrer:innen-Schüler:innen-Verhältnisse richten (5).

1 Sengles wissenschaftliches Selbstverständnis

Mit der Arbeit an seinem literaturgeschichtlichen Großprojekt *Biedermeierzeit* (publ. 1971, 1972, 1980) trat Sengle seit Beginn der 1960er-Jahre in die ›Fußstapfen‹ seines akademischen Lehrers Paul Kluckhohn, der die literaturwissenschaftliche Biedermeier-Forschung in den 1930er-Jahren angeregt hatte und dessen Ansätze Sengle nun philologisch vertiefen wollte. Im Gegensatz zum »Spezialistentum« neuerer Zeit, so erklärt er 1980 zurückblickend im Vorwort des dritten Bandes, das sich im Kleinen verliere oder »institutionell fixierten speziellen Ideologien« anhängt,²⁶ habe er mit der Darstellung der Epoche von 1815 bis 1848 in der Rolle eines »Pionier[s]« ein noch weitgehend unerschlossenes Forschungsgebiet gewählt.²⁷ Es war neben universitären Verpflichtungen vor allem seinem philologischen Anspruch geschuldet, dass er dafür mehr als 20 Jahre brauchen sollte. Während jüngere Literaturwissenschaftler:innen wie

24 Andrea Albrecht und Jens Krumeich: »Mitläufer unter sich. Der Germanist Fritz Martini als Gutachter über Akteure der NS-Zeit«, in: *Scientia Poetica* 25 (2021), S. 305–327, hier S. 308.

25 Vgl. Hans Egon Holthusen: »Kontrapunktisches Denken. Zu Friedrich Sengles *Biedermeierzeit*«, in: *Merkur. Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken* 37 (1983), S. 332–337, hier S. 336.

26 Friedrich Sengle: »Vorwort«, in: ders.: *Biedermeierzeit*, 3 Bde. Stuttgart 1971–1980, Bd. III, S. V–X, hier S. VII.

27 Friedrich Sengle: »Vorwort«, in: ders.: *Biedermeierzeit*, Bd. I, S. VII–XIV, hier S. VII.

Jost Hermand und Reinhold Grimm 1973 nach der Publikation der ersten beiden Bände bei Sengle einen »verschämte[n] Neupositivismus«²⁸ aufkommen sahen und sie selbst eher kürzere Epochenüberblicke favorisierten,²⁹ schätzte Sengle die »Tendenz zur Enzyklopädie, zur Dokumentation, zur Edition«.³⁰ Namentlich Leopold Ranke folgend, plädiert er dafür, ebenso als »Literarhistoriker *größere Stoffmassen* [zu] durchdringen«.³¹ Nur sie würden für die Beurteilung der Epoche, aber auch für Einzelinterpretationen eine angemessen breite »*Materialbasis*« liefern und damit erst die erwünschte »*Rekonstruktion*« ermöglichen.³² Sengle scheute dabei den »Vorwurf altmodischer Gelehrsamkeit nicht«,³³ denn »Fleiß[]« sei für ihn immer »die Regel« gewesen.³⁴

Dieses Selbstbild fand ein Echo auf ›Vorder-‹ wie ›Hinterbühne‹ der Literaturwissenschaft: Zum Beispiel unterstützte Sengle als Herausgeber der *Deutschen Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* bereits Ende der 1950er-Jahre die materialreichen Arbeiten von Josefine Nettesheim zu Annette von Droste-Hülshoff³⁵ und wusste unter seinen Mitarbeiter:innen gerade die emsig Arbeitenden zu loben. Öffentlichkeitswirksam rühmte er noch 1990 Manfred Windfuhr dafür, »auch später [...] niemals einen gründlicheren Dokto-

28 Jost Hermand und Reinhold Grimm: »Einleitung«, in: *Methodenfragen der deutschen Literaturwissenschaft*, hg. v. dens. Darmstadt 1973, S. IX–XI, hier S. IX.

29 Vgl. etwa die von Jost Hermand gemeinsam mit Richard Hamann verantwortete Reihe *Deutsche Kunst und Kultur von der Gründerzeit bis zum Expressionismus*, 5 Bde. Berlin 1959–1975.

30 Sengle: »Vorwort«, Bd. I, S. VIII. Laut Jörg Schönert definierte sich Sengle selbst als »pragmatischer Positivist« (Jörg Schönert: »Stuttgart 1972« – zu einem historischen Germanistentag in Verantwortung von Walter Müller-Seidel« [Juni 2012], in: <https://www.walter-mueller-seidel.de/materialien.php> [23.05.2022], S. 1–21, hier S. 9).

31 Friedrich Sengle: »Aufgaben und Schwierigkeiten der heutigen Literaturgeschichtsschreibung [1962/63]«, in: *Literaturgeschichtsschreibung ohne Schulungsauftrag. Werkstattbericht, Methodenlehre, Kritik*. Tübingen 1980, S. 1–19, hier S. 8 [Hervorh. i. Orig.]. Leopold Ranke gilt Sengle in vielen Texten als Gewährsmann, etwa in ders.: »Zur Überwindung des anachronistischen Methodenstreits in der heutigen Literaturwissenschaft«, in: *Historizität in Sprach- und Literaturwissenschaft. Vorträge und Berichte der Stuttgarter Germanistentagung 1972*, hg. v. Walter Müller-Seidel. München 1974, S. 157–170, hier S. 157; ders.: »Antrittsrede von Herrn Sengle«, in: *Jahrbuch der Heidelberger Akademie der Wissenschaften für das Jahr 1965*. Heidelberg 1966, S. 58–61, hier S. 58.

32 Sengle: »Vorwort«, Bd. I, S. VIII [Hervorh. i. Orig.].

33 Ebd., S. XI.

34 Friedrich Sengle: »Vorwort«, in: ders.: *Biedermeierzeit*, Bd. II, S. V–VIII, hier S. VIII.

35 Vgl. den Briefwechsel zwischen Friedrich Sengle und Josefine Nettesheim im *Heinrich-Heine-Institut in Düsseldorf* sowie die positive Erwähnung in Sengle: *Biedermeierzeit*, Bd. III, S. 592.

randen« gehabt zu haben.³⁶ Dass Sengle die intensive und langfristige Beschäftigung mit einem Gegenstand als hohe epistemische Tugend anerkannt sehen und philologische Qualitäten weniger in Genialität oder einem theoretischen Anspruch als in philologischer Beständigkeit und Ausdauer erkennen wollte, wusste auch sein späterer Schüler Günter Häntzschel, als er Sengle 1984 anerkennend schrieb: »Ich bewundere diesen [d. i. Sengles; S. S./Y. Z.] enormen Fleiß.«³⁷

Allerdings hatte die bewunderte »Quantität und die Vielzahl der Gebiete«,³⁸ die Sengle abdeckte, einen Preis: Seine umfassenden Forschungsinteressen ließen sich nur in Kollaboration oder mit eng an das eigene Forschungsprojekt gebundenen Schüler:innen bewältigen: der sogenannten Sengle-Schule. Jörg Schönert hat erste Hinweise dafür geliefert, wie die »Arbeitsgruppe um Friedrich Sengle« für die Bearbeitung der *Biedermeierzeit* organisiert war.³⁹ Wenn Sengle im Vorwort zum ersten Band der *Biedermeierzeit* betont, es sei »keine im Teamwork erarbeitete Enzyklopädie«,⁴⁰ ist dies irreführend, worauf schon allein die Danksagungen an Hilfskräfte, Doktorand:innen und Mitarbeiter:innen in allen drei Vorworten hinweisen. Im dritten Band listet Sengle zudem insgesamt 48 Dissertationen, die im Umfeld seines Projekts von den 1950er- bis Anfang der 80er-Jahre entstanden sind.⁴¹

Seine Schüler:innen hatten sich theoretisch, methodisch und praktisch an dem zu orientieren, was man als Sengles *scholarly persona* charakterisieren kann. Das Ziel der literaturwissenschaftlichen Arbeit sah er in der Interpretation,⁴² die allerdings immer »historisch [gut] fundiert«⁴³ sein und so in (stilgeschichtlich orientierte) Epochendarstellungen integriert sein müsste, dass Epo-

36 Sengle: »Epilog«, S. 501.

37 Günter Häntzschel an Friedrich Sengle, 12.11.1984, in: Heinrich-Heine-Institut Düsseldorf, Nachlass Sengle.

38 Ebd.

39 Jörg Schönert: »Konstellation und Perspektiven kooperativer Forschung«, in: *Geist, Geld und Wissenschaft. Arbeits- und Darstellungsformen von Literaturwissenschaft*, hg. v. Peter J. Brenner. Frankfurt a. M. 1993, S. 384–408, hier S. 388. Dazu auch Steffen Martus und Carlos Spoerhase: *Geistesarbeit. Eine Praxeologie der Geisteswissenschaften*. Frankfurt a. M. 2022.

40 Sengle: »Vorwort«, Bd. I, S. VII.

41 Vgl. Sengle: *Biedermeierzeit*, Bd. III, S. 1073f.

42 Er wehrt sich dagegen, die »Geschichte des literarischen Systems« (Sengle: »Vorwort«, Bd. II, S. V [Hervorh. i. Orig.]) zum Untersuchungsgegenstand zu machen – eine Abwehr gegen marxistische Literaturwissenschaft.

43 Vgl. Sengle: »Vorwort«, Bd. I, S. XIII. Vgl. schon Sengle: »Aufgaben und Schwierigkeiten der heutigen Literaturgeschichtsschreibung«, S. 7 und 11f.

chenbild und Einzelinterpretation zu einer »*wechselseitigen Erhellung*«⁴⁴ beitragen. Dem stehen werkimmanente Methoden entgegen, wie sie in der »phänomenologische[n] Interpretation«⁴⁵ seiner Studienzeit, etwa eines »Interpretationsfanatiker[s]«⁴⁶ wie Wolfgang Kayser, praktiziert worden seien. Stattdessen verteidigte Sengle die Literaturgeschichtsschreibung des frühen 20. Jahrhunderts⁴⁷ und stellte in seiner Heidelberger Akademierede von 1965 fest, »daß ich damit die Methode der phänomenologischen Werkinterpretation erweiterte und zur Geschichte zurückführte«.⁴⁸

Als historisch arbeitender Literaturwissenschaftler trat Sengle im Blick auf seinen Gegenstand vehement für einen »historischen Objektivismus« ein.⁴⁹ Zwar gesteht er Literarhistoriker:innen eine Beeinflussung durch Herkunft, politische Ansichten, Zeit und Ort zu und konzidiert, zu Beginn seiner Beschäftigung mit der ›Biedermeierzeit‹ selbst von der »Adenauerschen Restauration« angeregt worden zu sein,⁵⁰ spricht sich aber dezidiert gegen weltanschauliche Bindung oder Parteilichkeit in der historischen Arbeit aus.⁵¹ Er habe stets versucht – so sein auf den problematischen Topos ›reiner‹ Wissenschaft hindeutendes, 1972 entworfenes Selbstbild –, »dem törichten Kreislauf ästhetischer und antiästhetischer, politischer und antipolitischer Moden einigermaßen standzuhalten«.⁵² Wenn er allerdings im Vorwort zum dritten Band der *Biedermeierzeit* acht Jahre später von der »antiästhetische[n] Tendenz der akademi-

44 Sengle: »Vorwort«, Bd. III, S. VI. Damit greift er ein Zitat von Oskar Walzel auf (vgl. Oskar Walzel: *Wechselseitige Erhellung der Künste. Ein Beitrag zur Würdigung kunstgeschichtlicher Begriffe*. Berlin 1917), den er auch sonst als positiven Bezugspunkt nennt (vgl. Friedrich Sengle: »Zur Einheit von Literaturgeschichte und Literaturkritik [1960]«, in: *Literaturgeschichtsschreibung ohne Schulungsauftrag*, S. 30–39, hier S. 32).

45 Sengle: »Aufgaben und Schwierigkeiten der heutigen Literaturgeschichtsschreibung«, S. 3.

46 Friedrich Sengle: »Möglichkeiten und Grenzen der Werkinterpretation«, in: *Literaturgeschichtsschreibung ohne Schulungsauftrag*, S. 40–49, hier S. 45; zur Kritik an Kaysers Ansatz und dessen Wirkmacht in der Nachkriegszeit vgl. Sengle: »Zur Einheit von Literaturgeschichte und Literaturkritik [1960]«, v. a. S. 31–33.

47 Vgl. Sengle: »Aufgaben und Schwierigkeiten der heutigen Literaturgeschichtsschreibung«, S. 2 und 14.

48 Sengle: »Antrittsrede«, S. 59.

49 Sengle: »Zur Überwindung des anachronistischen Methodenstreits«, S. 158. Arthur Henkel nutzt in seinem Nachruf auf Sengle auch die leicht abgewandelte Form der »historisch-gerechten Objektivität« (Arthur Henkel: »Friedrich Sengle, 14.11.1904–14.3.1994«, in: *Jahrbuch der Heidelberger Akademie der Wissenschaften für 1995*. Heidelberg 1996, S. 102–106, hier S. 105).

50 Sengle: »Vorwort«, Bd. I, S. IX.

51 Vgl. ebd., S. XI.

52 Sengle: »Vorwort«, Bd. II, S. VII.

schen Jugendbewegung« spricht und sich selbst als Mittler zwischen ihr und dem »ästhetizistisch-antihistorische[n] Dogma der Phänomenologen« versteht,⁵³ wird deutlich, dass sich Sengle zunehmend gegen eine ›linke‹, etwa sozialistische Politisierung wissenschaftlicher Arbeit wendete. Zugleich verlor er die 1971 noch beobachteten »Rechtsideologen« als Gegner mehr und mehr aus dem Blick.⁵⁴ Das sah auch Rainer Rosenberg, der aus der Sicht der ostdeutschen Vormärzforschung Sengles Epochenüberblick zwar als »bedeutende Forschungsleistung« anerkannte,⁵⁵ aber Sengle dabei nicht zu Unrecht vorwarf, »die fundamentalen ökonomisch-gesellschaftlichen Veränderungen«⁵⁶ im 19. Jahrhundert ignoriert und wesentliche Texte marxistischer Provenienz, etwa von Karl Marx und Friedrich Engels, ignoriert zu haben.⁵⁷ Sengle hätte darin wohl eine Politisierung der Wissenschaft gesehen, war er sich doch sicher, dass es nur eine »unverfälschte[] Vergangenheit« gebe.⁵⁸ Alles andere bezeichnet er, so im Vorwort des ersten *Biedermeierzeit*-Bandes, als »aktualisierende Pseudohistorie, die den [älteren; S. S./Y. Z.] Antihistorismus abzulösen scheint«.⁵⁹ Die »ideologische[] Nüchternheit«⁶⁰ dient also vornehmlich als Antidot gegen den Einfluss der marxistischen Geschichtstheorie. Als Literaturwissenschaftler, dem es *qua* Kompetenz zustehe, den Kanon mitzubestimmen, bedeutet dies für Sengle dann eben auch, den Vormärz-Autor:innen in seiner Epochendarstellung nur eine untergeordnete Rolle einzuräumen. So begründet er noch 1980 deren Absenz im dritten Band mit der Strategie, »den Schriftstellern ungefähr so viel Raum zu gönnen, als ihrem Wert im Rahmen meiner Epochendarstellung entspricht«.⁶¹

Wenngleich Sengle klare Vorstellungen äußerte, wie er Literaturwissenschaft betreiben wollte – und wie seine Schüler:innen das Fach betreiben sollten –, demonstrierte er auch Offenheit für methodische Neuerungen, allerdings

53 Sengle: »Vorwort«, Bd. III, S. V.

54 Sengle: »Vorwort«, Bd. I, S. XI.

55 Rainer Rosenberg: »[Rez.] Friedrich Sengle: *Biedermeierzeit*. Deutsche Literatur im Spannungsfeld zwischen Restauration und Revolution 1815–1848. Bd. I (Allgemeine Voraussetzungen, Richtungen, Darstellungsmittel); Bd. II (Die Formenwelt); Bd. III (Die Dichter); Friedrich Sengle: *Literaturgeschichtsschreibung ohne Schulungsauftrag. Werkstattberichte. Methodenlehre*«, in: *Zeitschrift für Germanistik* 3.4 (1982), S. 469–475, hier S. 475.

56 Ebd., S. 470.

57 Vgl. ebd., S. 472f.

58 Sengle: »Zur Überwindung des anachronistischen Methodenstreits«, S. 170.

59 Sengle: »Vorwort«, Bd. I, S. XIII.

60 Sengle: »Vorwort«, Bd. III, S. IX.

61 Sengle: »Vorwort«, Bd. II, S. VII.

nur im Rahmen »besonnene[r] Reform[en]«. ⁶² Selbstverständlich seien, erklärt er 1962 in eher defensiver Absicht, »neue, bisher kaum erreichte Darbietungsformen und Methoden« erforderlich. ⁶³ Abgesehen von einer Ausweitung des Untersuchungsbereichs über den Kanon hinaus war die einzige *methodische* Neuerung, die er tatsächlich befürwortete, die Einbeziehung soziologischer Perspektiven. Dies aber schloss sich für ihn direkt an Diskussionen der 1920er-Jahre an, die Forderungen der zeitgenössischen materialistischen Literaturwissenschaft hingegen lehnte Sengle, wie wir noch zeigen werden, kategorisch ab.

2 Eine Festschrift zu Sengles Ehren?

Ihrem Lehrer Friedrich Sengle, »der uns durch seine unbestechliche Sachlichkeit, sein enormes historisches Wissen und seinen klaren Blick für größere Zusammenhänge vor allen methodischen Irrwegen der letzten zwei Jahrzehnte bewahrt hat«, ⁶⁴ widmeten einige Schüler:innen anlässlich seines 60. Geburtstags im Jahr 1969 eine Festschrift. Mit etwas Verspätung erschien der Sammelband im folgenden Jahr unter dem Titel *Zur Literatur der Restaurationsepoche 1815–1848*. Auf fast 600 Seiten kartographieren die Beiträger:innen darin das wissenschaftliche Interessensfeld des Jubilars, mit dem sie sich – der Schulbildung entsprechend – »alle einmal [...] beschäftigt haben«. ⁶⁵ Was auf den ersten Blick als Huldigung erscheint, ist für den Eingeweihten anders zu bewerten: Augenfällig folgten die Schüler:innen trotz der im Titel markierten epochengeschichtlichen Ausrichtung der Festschrift nicht der von Sengle seit den 1960er-Jahren favorisierten und propagierten Epochenbezeichnung ›Biedermeierzeit‹. ⁶⁶ Zugleich distanzieren sie sich von der Präferenz für konservative Autor:innen,

62 Friedrich Sengle: *Vorschläge zur Reform der literarischen Formenlehre*. Stuttgart 1969 (1967), S. 17.

63 Sengle: »Aufgaben und Schwierigkeiten der heutigen Literaturgeschichtsschreibung«, S. 2. Er zitiert hier Benno von Wiese: »Geistesgeschichte oder Interpretation?«, in: *Die Wissenschaft von deutscher Sprache und Dichtung. Methoden, Probleme, Aufgaben. Festschrift für Friedrich Maurer*, hg. v. Siegfried Gutenbrunnen u. a. Stuttgart 1963, S. 239–261, hier S. 259.

64 Hermand und Windfuhr: »Vorwort«, S. VII.

65 Ebd.

66 Vgl. Friedrich Sengle: »Stilistische Sorglosigkeit und gesellschaftliche Bewährung. Zur Literatur der Biedermeierzeit«, in: *Formkräfte der deutschen Dichtung vom Barock bis zur Gegenwart. Vorträge gehalten im Deutschen Haus, Paris 1961/1962*, hg. v. Hans Steffen. Göttingen 1963, S. 124–140.

wie Sengle sie 1971, also ein Jahr nach der Festschrift, mit dem ersten Band seiner Epochendarstellung als konstitutiv für die ›Biedermeierzeit‹ fixierte.

Die Festschrift stellt daher ein Zeugnis sowohl der akademischen Schulbildung als auch der Suche nach individueller und generationeller Distinktion dar. Neben der im Vorwort platzierten Anerkennung von Sengles Forschungsleistung zielten viele der Beiträge auf eine begründete Kritik an seinen Vorgaben und auf eine konstruktive Weiterführung des Forschungsprogramms ›Biedermeierzeit‹. Zwar ist diese kritische Auseinandersetzung respektive Fortführung nicht untypisch für personenbezogene Festschriften, selten erscheinen diese jedoch wie in unserem Fall zeitgleich zu oder sogar vor der programmatischen Publikation des gewürdigten Schulhaupts.⁶⁷ Durch diese Kontemporarität konnten die Schüler:innen, versammelt durch die Herausgeber Jost Hermand und Manfred Windfuhr, die Gelegenheit nutzen, noch *vor* Sengles erstem manifesten Ergebnis seines Forschungsprogramms die Schule und ihre Schüler:innen für die Fachöffentlichkeit als solche sichtbar zu machen. Dabei banden sie sich thematisch zwar an den epochengeschichtlichen Schwerpunkt, inszenierten aber das schulbildende Paradigma der *Biedermeierzeit* als kontrovers diskutiertes Gruppenprojekt und die Publikation der Festschrift zugleich als eigenes Karrieremoment. Mit der Gemeinschaftspublikation wurde folglich offensichtlich, was einer interessierten Fachöffentlichkeit bis dahin nur bedingt bekannt war: Sengle arbeitete nicht allein, sondern hatte sich ein kooperatives akademisches Umfeld geschaffen.⁶⁸

Im Vorwort zur Festschrift betonen Windfuhr und Hermand nachdrücklich das gute Lehrer-Schüler:innen-Verhältnis, das stets eine wissenschaftliche Auseinandersetzung im Zeichen des akademischen Fortschritts erlaube. Sengle sei »ihnen nie als ein starrer Metternich, sondern immer als ein unablässig Fragender, Korrigierender und letztlich Maßstabsetzender gegenübergetreten«. ⁶⁹ Diese

⁶⁷ Sengle weist dann auch im Vorwort seines ersten *Biedermeierzeit*-Bandes anerkennend auf die ihm gewidmete Festschrift hin, die »außer interessanten Einzelaufsätzen entsagungsvolle Forschungsberichte zur Biedermeierzeit« enthalte (Sengle: »Vorwort«, Bd. I, S. XIV).

⁶⁸ Clemens Heselhaus etwa wendete sich 1959 im Rahmen eines Rezensionsauftrags an Friedrich Sengle mit der Frage, »ob die Arbeit von Jost Hermand ›Die literarische Formwelt des Biedermeiers‹ [...] aus Ihrer Schule hervorgegangen ist« (Clemens Heselhaus an Friedrich Sengle, 21.01.1959, in: Heinrich-Heine-Institut Düsseldorf, Nachlass Sengle). Vgl. auch Schöner: »Konstellation und Perspektiven kooperativer Forschung«, S. 387–389.

⁶⁹ Hermand und Windfuhr: »Vorwort«, S. VII. Der Metternich-Vergleich kann hier durchaus als Provokation gelesen werden, da er die Parallele zwischen Adenauer-Restauration und Sengles Interesse an der ›Biedermeierzeit‹ unterstreicht. Sengle reagiert darauf im ersten Vorwort der *Biedermeierzeit* (s. Anm. 49).

Würdigung der zwar hierarchischen, aber an gemeinsamer wissenschaftlicher Erkenntnis interessierten und persönlich gestalteten Schulbeziehungen arbeitete Sengles Lehreredial zu. Die Beiträger:innen beanspruchten den gewürdigten konstruktiv-kritischen Kommunikationsrahmen allerdings auch für sich. Ihre Beiträge vermeiden daher, so heißt es im Vorwort weiter, den »üblichen Personenkult[]« und streben stattdessen eine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der eigenen Schultradition an: »Hier forschen und kritisieren die Schüler im Sinne ihres Lehrers.«⁷⁰ Auf diese Weise konnten sie zumindest rhetorisch die Autorität des Lehrers wahren, zugleich aber die bereits mit der Titelwahl ange deuteten »Abweichungen vom Sengleschen Biedermeier-Konzept« als »generations- und positionsbedingte Abweichungen« rahmen.⁷¹

Betrachtet man im Anschluss an Ralf Klausnitzer eine wissenschaftliche Schule als eine »*generationen-übergreifende Kommunikationsgemeinschaft mit besonderer kognitiver und sozialer Kohärenz*«,⁷² ist die Festschrift als Zeugnis eines »spezifisch[] mediale[n] Verhalten[s]«⁷³ zu werten, mit dem Sengles Schülerschaft die ›kognitive Kohärenz‹ der Schultradition herausforderte, Mitspracherecht einforderte und womöglich auch eine Neuausrichtung der Schule und den Übergang zu einem alternativen Modell einer *scholarly persona* anzeigte. Gerade in den politisch brisanten 1960er- und frühen 70er-Jahren tangierten wissenschaftliche Programme wie dasjenige Sengles immer zugleich außerwissenschaftliche, etwa moralische, gesellschaftliche und vor allem politische Interessen. Mit Blick auf die Festschrift stellt sich daher die Frage, ob sie, wie Günter Oesterle in seiner Rezension vermutete, als Versuch »eine[r] politisch motivierte[n] Korrektur«⁷⁴ des Sengle'schen Epochenparadigmas verstanden werden müsste oder ob sich in ihr nur das komplexe Spannungsfeld eines sich nach innen wie außen formierenden Kampfes um individuelle Anerkennung

70 Ebd.

71 Ebd.

72 Ralf Klausnitzer: »Wissenschaftliche Schule. Systematische Überlegungen und historische Recherchen zu einem nicht unproblematischen Begriff«, in: *Stil, Schule, Disziplin. Analyse und Erprobung von Konzepten wissenschaftsgeschichtlicher Rekonstruktion*, hg. v. dems., Lutz Dandeneberg und Wolfgang Höppner. Frankfurt a. M. u. a. 2005, S. 31–64, hier S. 39 [Hervorh. i. Orig.]. Vgl. zur Problematik des Schulbegriffs auch Hans-Harald Müller: »Rudolf Unger und die geistesgeschichtliche Revolution in München. Akademische Vorder- und Hinterbühnen«, in: *Scientia Poetica* 25 (2021), S. 237–249.

73 Stefan Haas: »Begrenzte Halbwertszeiten. Das Ende der wissenschaftlichen Schulen in den Datennetzen«, in: *Indes* 3.3 (2014), S. 36–43, hier S. 37.

74 Günter Oesterle: »[Rez.] Hermand, Jost u. Manfred Windfuhr (Hrsg.): Zur Literatur der Restaurationsepoche 1815–1848. Forschungsreferate und Aufsätze«, in: *Das Argument* 70 (1972), S. 273–276, hier S. 274.

und die Anerkennung einer akademischen Gruppe abbildet. Schul- und generationsgebundene Aspekte spielen, so ist anzunehmen, hier mit persönlich-individuellen wie auch mit zeitgeschichtlich-politischen Dimensionen zusammen. Um dieser Gemengelage auf den Grund zu gehen, müsste man die insgesamt fünfzehn Forschungsreferate und Aufsätze als individuell verantwortete Beiträge einer heterogenen, aber kooperativ agierenden Gruppe auswerten, was wir an dieser Stelle nicht leisten können. Wir halten nur fest, dass sich von Sengles Münchener Assistentin und Habilitandin Marie Luise Gansberg kein Beitrag im Sammelband zu Ehren ihres Lehrers finden lässt, wohingegen Roger Paulin und Günter Häntzschel gleich mehrere Beiträge verfassten.⁷⁵

Im Folgenden konzentrieren wir uns allein auf die Beziehungen zwischen Friedrich Sengle und Marie Luise Gansberg beziehungsweise Jost Hermand, um an diesen beiden Beispielen zu klären, inwiefern sich die politischen und wissenschaftspolitischen Spannungen in der Kommunikation der akademischen Schule widerspiegelten.

3 Marie Luise Gansberg und die Grenzen polemischen Sprechens

Jost Hermand (1930–2021) und Marie Luise Gansberg (1933–2002) wurden beide durch Sengle promoviert: Hermand 1955 zur *Literarischen Formenwelt des Biedermeiers* (publ. 1957), Gansberg 1962 zum *Prosa-Wortschatz des deutschen Realismus* (publ. 1964). Beide standen mit Sengle in engem Austausch, Gansberg als wissenschaftliche Assistentin in Heidelberg und München von 1962 bis 1970, Hermand als geschätzter, bald transkontinentaler Gesprächspartner. Beide haben sich zudem über viele Jahre hinweg sowohl in privaten als auch öffentlichen Diskussionszusammenhängen mit dem schulbildenden Programm auseinandergesetzt und die Lehrerrolle Sengles kommentiert. Und beide brachen schließlich mit ihrem Lehrer: Gansberg 1969 und Hermand 1973.⁷⁶

⁷⁵ Alberto Martino gibt 1977 in Verbindung mit den ebenfalls bereits in der ersten Festschrift vertretenen Sengle-Schülern Günter Häntzschel und Georg Jäger einen Sengle zur Emeritierung gewidmeten Band heraus: *Literatur in der sozialen Bewegung. Aufsätze und Forschungsberichte zum 19. Jahrhundert*, hg. v. Alberto Martino. Tübingen 1977. In beiden Festschriften sind neben den Genannten zudem vertreten: Roger Paulin und Manfred Windfuhr.

⁷⁶ Der letzte Brief von Jost Hermand, der sich in Sengles Nachlass im *Heinrich-Heine-Institut Düsseldorf* befindet, ist datiert auf den Beginn des Jahres 1973.

Marie Luise Gansberg studierte ab 1954 in Marburg, wo sie Sengle als ihren wichtigsten Förderer und Lehrer kennenlernte. In öffentlichen Dokumenten hebt sie diese Bindung stets positiv hervor. Nicht nur zitiert sie Sengle mehrfach in ihren wissenschaftlichen Publikationen,⁷⁷ sie betont zudem in dem den Pflichtexemplaren der Dissertation eingelebten Lebenslauf, dass sie ihrem Betreuer ihre »wissenschaftliche Erziehung« »verdanke«; er habe »diese Dissertation auch an[ge]regt[] und ihr Entstehen mit stetig fördernder Teilnahme begleitet[]«. ⁷⁸ Ihre Dissertation ist mit einem stilgeschichtlichen Epochenvergleich zwischen Autor:innen der Restaurationszeit und des Realismus eng an Sengles Forschungsinteressen angelehnt. Eine breite Materialgrundlage, die Sengles Erwartung an eine gute Studie wohl entsprach, verknüpft sie mit statistischen Auszählungen.⁷⁹ Ihre Bereitschaft für methodische Innovation wird noch im ersten Band der *Biedermeierzeit* 1971 lobend hervorgehoben: Gansbergs Untersuchung sei »von größter Wichtigkeit«, »da sie Interpretation und Statistik glücklich miteinander« zu verbinden wisse.⁸⁰ Nach Abschluss der Dissertation 1962 trat sie eine Assistenzstelle bei Friedrich Sengle in Heidelberg an, die sie – so ihre privat geäußerte, skeptische Vermutung gegenüber der Kollegin Eva D. Becker⁸¹ – nur aus Mangel an männlichen Alternativen erhalten habe.⁸² Dass

77 Neben Zitaten in der Dissertation finden sich Hinweise auf Sengle in Marie Luise Gansberg: »Zur Sprache in Hebbels Dramen«, in: *Hebbel in neuer Sicht*, hg. v. Helmut Kreuzer. Stuttgart 1963, S. 59–79, hier S. 70; dies.: »Welt-Verlachtung und ›das rechte Land‹. Ein literatursoziologischer Beitrag zu Jean Paul's ›Flegeljahren‹«, in: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 42.3 (1968), S. 373–398, hier S. 398.

78 Zit. nach Sabine Koloch: »Marie Luise Gansberg: die Erfolgreiche, die Tabubrecherin, die Traumatisierte. Biographische Annäherungen an eine Achtundsechzigerin und eine Pionierin der ›Feministischen Literaturwissenschaft‹« [31.05.2018], in: *Literaturkritik. Sonderausgabe »1968 in der deutschen Literaturwissenschaft«* – https://literaturkritik.de/public/Koloch_Gansberg_Biografische-Annaeherungen.pdf (23.05.2022), S. 1–45, hier S. 9.

79 Beides wird in den Rezensionen positiv erwähnt, vgl. etwa Adrianus Pieter Berkhout: »[Rez.] Marie Luise Gansberg, *Der Prosa-Wortschatz des deutschen Realismus*«, in: *Neophilologus* 50.4 (1966), S. 473f., hier S. 473; Edda Schrader: »[Rez.] Marie Luise Gansberg, *Der Prosa-Wortschatz des deutschen Realismus*«, in: *Zeitschrift für Mundartforschung* 34 (1967), S. 334f., hier S. 335.

80 Sengle: *Biedermeierzeit*, Bd. I, S. 431.

81 Eva Dorothea Becker (1934–2018) studierte in Marburg, Durham (England) und promovierte bei Friedrich Sengle in Heidelberg. Nach einer zweijährigen Anstellung in München ging sie 1967 zu Helmut Kreuzer an die Universität des Saarlandes (unbekannt: »Eva Dorothea Becker«, in: *Literaturlexikon online*. <http://literaturlexikon.uni-saarland.de/index.php?id=1613> [23.05.2022]).

82 Vgl. Briefkarte von Marie Luise Gansberg an Eva D. Becker, 07.05.1962, zit. nach Koloch: »Marie Luise Gansberg«, S. 14. Neben Gansberg hatten Mitte der 1960er-Jahre einige männliche Schüler ihre Dissertationsprojekte abgeschlossen, etwa Jürgen Heinichen (1963), Otto-Reinhard

Sengle erst zwei Jahre später, im Zuge der Verlängerung des Vertrags, allmählich eine Habilitation Gansbergs in Betracht zog, begründet er im Antrag selbstredend nicht mit ihrem Geschlecht. Das positive Antrags Schreiben legt vielmehr dar, dass die »selbständige Forsch[ung]« und die noch ausstehenden Rezensionen zur erst 1964 erschienenen Dissertation den Ausschlag für das Habilitationsangebot geben sollten.⁸³ Gansberg war ansonsten gut integriert und sicherlich steter Gast der Kolloquien in Sengles Privaträumen, von denen Roger Paulin für die Heidelberger Zeit berichtet hat.⁸⁴ Zudem bemühte sich Sengle in dieser Zeit, seine »interessanteste und intellektuell begabteste« Schülerin zu fördern,⁸⁵ zum Beispiel indem er ihr einen Aufsatz in einem Hebbel-Sammelband vermittelte.⁸⁶ Als er 1965 an die Universität München wechselte, nahm er sie auf eine Assistenzstelle mit. Erst hier bahnte sich eine Entfremdung an.

Schon in ihrer Dissertation zeigte sich Gansberg offen gegenüber einer marxistischen Literaturbetrachtung, was sich im Laufe der 1960er-Jahre intensivierete.⁸⁷ Eine entsprechende Politisierung fand bereits durch Lektüren⁸⁸ und Vor-

Dithmar (1965), Ludwig Fertig (1965), Michael Kaiser (1965). Keiner verfolgte im Anschluss eine literaturwissenschaftliche Karriere. Nur Ludwig Fertig kehrte nach dem Referendariat 1967 an die Universität zurück, wo er ab 1972 eine Professur für Pädagogik an der TU Darmstadt bekleidete, weiterhin aber literaturwissenschaftliche Forschung betrieb.

83 Friedrich Sengle an das Rektorat der Universität Heidelberg, 14.05.1964, zit. nach Koloch: »Marie Luise Gansberg«, S. 15.

84 Vgl. Koloch: »Briefliche Begegnungen«, S. 5. Wie Wolfgang Hegele uns berichtete, hat es solche Kolloquien bereits in der Tübinger Zeit gegeben, wo Sengle von 1945 bis 1951 zunächst als Privatdozent, dann als außerplanmäßiger Professor tätig war (Telefonat mit Wolfgang Hegele vom 02.07.2021). Jost Hermand berichtet ebenso für Marburg von solchen privaten Kolloquien (vgl. Hermand: *Zuhause und anderswo*, S. 52). In Gansbergs Briefwechsel mit Sengle findet sich kein Entschuldigungsschreiben, wie wir es von anderen Schüler:innen kennen (vgl. etwa Günter Häntzschel an Friedrich Sengle, 22.12.1974, in: Heinrich-Heine-Institut Düsseldorf, Nachlass Sengle), sodass sie mutmaßlich regelmäßig teilgenommen hat.

85 Rückblickende Einschätzung von Gansbergs Kollege Roger Paulin in einer Mail an Sabine Koloch vom 09.01.2018, zit. nach Koloch: »Marie Luise Gansberg«, S. 15.

86 Vgl. Gansberg: »Zur Sprache in Hebbels Dramen«. Zur Vermittlung durch Sengle vgl. Koloch: »Marie Luise Gansberg«, S. 15.

87 Vgl. bereits die Quellenbelege zu Lukács' Schriften in ihrer Dissertation; auch ihr Aufsatz »Welt-Verlachtung und ›das rechte Land‹« verweist mehrfach auf Lukács und macht zudem die kritische Auseinandersetzung mit einer nationalistisch geprägten Forschung sichtbar (vgl. Gansberg: »Welt-Verlachtung und ›das rechte Land‹«, S. 375, 395 u. ö.).

88 Im Anschluss an ihre Dissertation versuchte Gansberg 1964 ihr philosophisches Wissen zu vertiefen und las neben Hegel, Kant und Habermas auch Marx' Schriften. In einem Brief an Eva D. Becker schreibt sie am 26.10.1964: »Diese Lektüren haben mich aus meinem liberalen Schlendrian gerissen, ich sehe nun ziemlich alles anders als früher« (zit. nach Koloch: »Marie Luise Gansberg«, S. 16).

tragsabende des Sozialistischen Deutschen Studentenbunds in Heidelberg statt, Sengle scheint demgegenüber indifferent geblieben zu sein.⁸⁹ Nach dem Wechsel nach München rückte das Habilitationsvorhaben in den Vordergrund. Gansberg interessierte sich für Exilliteratur, was sich in ihrer Lehre⁹⁰ und Forschung⁹¹ niederschlug. 1966 forderte sie etwa in einem Gespräch mit dem Norddeutschen Rundfunk, dass die »Emigranten-Literatur im 20. Jahrhundert [...] vor allen Dingen auch in [seminaristische] Übungen« zu integrieren sei. Denn wie in der »gesellschaftskritische[n] Prosa« und »Dramatik im 19./20. Jahrhundert« manifestierten sich hier die »demokratischen Traditionen«, die einen »wichtige[n] Faktor in der Erziehung zur Demokratie« darstellten.⁹² Warum Sengle seiner Schülerin nahelegte, für die Qualifikationsschrift ein anderes Thema zu wählen, ist nicht bekannt. Wir wissen lediglich, dass er ein Habilitationsprojekt zur Exilliteratur ablehnte.⁹³ Bearbeitet wurde fortan ein Projekt zum George-Kreis, für das Gansberg von März 1968 bis Juni 1970 ein DFG-Stipendium erhielt. Es scheint in dieser Zeit immer wieder zu methodologischen Diskussionen mit dem Lehrer gekommen zu sein, zum zentralen Streitpunkt aber wurden nicht wissenschaftliche, sondern politische und hochschulpolitische Entwicklungen. In einem Brief an Sengle berichtet Gansberg im Januar 1968, dass sie sich durch Relektüre seiner Heidelberger Akademierede von 1965 erneut seine »wissenschaftliche Position« »vor Augen [ge]führt« habe, gegen die sie einiges einzuwenden wüsste, und dass sie die in Sengles Worten »dilettantische Studenten-

89 In einem Brief an Eva D. Becker fasst Gansberg Sengles Ignoranz bei Gesprächen über dieses Thema wie folgt zusammen: »[D]er merkt ja allmählich offenbar auch nicht mehr alles«, während »[m]einer ideologiekritisch geschulten Ohren [wenig] entging« (Marie Luise Gansberg an Eva D. Becker, 21.02.1965, zit. nach Koloch: »Marie Luise Gansberg«, S. 18).

90 Sie bot im Wintersemester 1966/67 ein Proseminar mit dem Titel »Emigranten-Literatur (1933–45)« an (vgl. Sabine Koloch: »Die Lehrveranstaltungen des Assistenten-Flugblatt-Kollektivsubjekts in den Vorlesungsverzeichnissen der Ludwig-Maximilians-Universität München« [15.06.2018], in: *Literaturkritik. Sonderausgabe »1968 in der deutschen Literaturwissenschaft«* – https://literaturkritik.de/public/Koloch_Kollektiv-Lehrveranstaltungen.pdf [23.05.2022], S. 1–6, hier S. 2).

91 Vgl. den 1966 gehaltenen und im Anschluss publizierten Vortrag Marie Luise Gansberg: »Massenemigration deutscher Schriftsteller 1933–47«, in: *Beiträge zu den Fortbildungskursen des Goethe-Instituts für ausländische Deutschlehrer an Schulen und Hochschulen* 2 (1966), S. 24–29.

92 »Der deutsche Dichter als Objekt der Forschung. Gespräch mit Professoren, Assistenten und Studenten über das Studium der Germanistik aufgezeichnet von Christian Gneuss und Ernst Herzfeld.« Norddeutscher Rundfunk, 08.05.1966, S. 23f., in: Literaturarchiv Sulzbach-Rosenberg, Signatur: 03WH/CA/10,1.

93 Nach einer mündlichen Aussage der späteren Doktorandin von Marie Luise Gansberg, Madeleine Marti (vgl. Koloch: »Marie Luise Gansberg«, S. 20).

revolution« grundsätzlich anders einschätze. Trotz dieser Meinungsverschiedenheiten sei sie sich aber sicher, »daß wir uns, verehrter Herr Professor, in diesen Fragen immer noch verständigen können – über alle generations- und erlebnismäßig bedingten Zwänge hinweg«. ⁹⁴ Die zunehmende Distanzierung wird hier bereits angesprochen, aber entlastend auf den Generationenunterschied zurückgeführt.

Erst das Jahr 1969 brachte den (vorläufigen) Bruch. Den Ausschlag gaben vermutlich hochschulpolitische Konflikte, in die Gansberg aktiv involviert war. Gemeinsam mit drei Münchener Kollegen, den beiden Sengle-Assistenten Hans-Wolf Jäger und Werner Weiland sowie dem Lehrbeauftragten Paul-Gerhard Völker, hatte sie im Januar 1969 eine Flugschrift in Umlauf gebracht, in der die undemokratischen Missstände im akademischen Mittelbau angekreidet wurden. In dem von Jörg Schönert aufgefundenen ›Assistenten-Flugblatt‹ wurden konkrete Fälle angeführt, in denen die Assistent:innen von der Professorenschaft in ihrer Selbstständigkeit beschnitten worden seien. Es ging um die von Sengle abgelehnte Habilitationsschrift Weilands, die Themenwahl von Völkers Seminaren, die didaktische Ausgestaltung der Seminare von Jäger sowie die Korrekturarbeiten Gansbergs, der von Walter Müller-Seidel vorgeworfen wurde, dass ihr politischer Standpunkt sie bei der Korrektur beeinflusst habe. ⁹⁵ Soweit wir sehen können, hatten sich die germanistischen Professoren abgesprochen, woraufhin Sengle seiner professoralen »Aufsichtspflicht« nachkam; er hospitierte in einem Seminar von Jäger und kontrollierte stichprobenartig Gansbergs Korrekturen. ⁹⁶ Seine Interventionen sind dennoch nicht unbedingt ein Beleg dafür, dass er eine prominente Rolle im Kampf gegen die rebellierenden Studie-

94 Marie Luise Gansberg an Friedrich Sengle, 01.01.1968, zit. nach Koloch: »Briefliche Begegnungen«, S. 12f.

95 Vgl. Jörg Schönert: »Walter Müller-Seidel in Konfliktkonstellationen an den Seminaren für Deutsche Philologie der LMU München in den Jahren um 1970« [2011] – <https://www.waltermueller-seidel.de/materialien.php> (23.05.2022), S. 1–19. Das Flugblatt ist inzwischen vollständig abgedruckt in Sabine Koloch: »Das Münchner Assistenten-Flugblatt 1968/69. Ein Dokument der Diskriminierungs- und Emanzipationsgeschichte« [07.07.2018], in: *Literaturkritik. Sonderausgabe »1968 in der deutschen Literaturwissenschaft«* – https://literaturkritik.de/public/artikel.php?art_id=1133&ausgabe=51 (23.05.2022). Laut Hans Peter Herrmann wurde das Flugblatt auch an der Universität Freiburg diskutiert (vgl. Hans Peter Herrmann: »Ergänzendes zu Marie Luise Gansberg, zur Situation in Marburg und zum Problem der institutionellen Beschädigung schwieriger Begabungen in der Universität« [18.09.2018], in: *Literaturkritik. Sonderausgabe »1968 in der deutschen Literaturwissenschaft«* – https://literaturkritik.de/public/artikel.php?art_id=1148&ausgabe=51 [23.05.2022]).

96 Schönert: »Walter Müller-Seidel in Konfliktkonstellationen«, S. 6. Im Fall Paul-Gerhard Völkers intervenierte der Lehrstuhlinhaber Hugo Kuhn.

renden und Assistent:innen einnahm; sie könnten auch als Zeichen professoraler Solidarität verstanden werden. Dass unter 37 Assistent:innen und Lehrbeauftragten⁹⁷ am Germanistischen Seminar in München gerade Sengles Assistent:innen zu den politischen Wortführer:innen des Mittelbaus wurden, mag ebenso ein Hinweis darauf sein, dass unter seiner Führung ein gewisser Spielraum für politische Diskussionen gegeben war.

Ebenfalls im Januar 1969 hielt Gansberg »vor Münchner Germanistik-Studenten« einen Vortrag »Zu einigen populären Vorurteilen gegen materialistische Literaturwissenschaft«,⁹⁸ den sie gemeinsam mit zwei Aufsätzen von Paul-Gerhard Völker in dem erfolgreichen Band *Methodenkritik der Germanistik* 1970 veröffentlichte. Der Text ist als Streitschrift angelegt und erfüllt die Bedingungen, die Wilhelm Voßkamp als strategische Mittel zur Durchsetzung des Neuen in der Wissenschaft nennt: Die Proklamation der marxistischen Literaturwissenschaft im Kontext der Studentenbewegung muss als »performative[] Aufmerksamkeitstechnik[]« gewertet werden; zur »Delegitimierung des Alten«⁹⁹ erteilte man der »idealistischen Tradition«¹⁰⁰ der westdeutschen Germanistik eine deutliche Abfuhr und konnte zugleich annehmen, dass der neue Ansatz »– in the long run – [sich] im (zumindest partiellen) Konsens einer Wissenschaftlergemeinschaft« durchsetzen würde.¹⁰¹

Ohne Sengle zunächst zu nennen, problematisiert Gansberg in ihrem »Zukunftsentwurf«¹⁰² die ihr gut bekannten Punkte seines Wissenschaftsverständnisses, darunter *erstens* den »Methodenpluralismus«, der »die Prioritätsfrage

97 Vgl. Rudolf Reiser: »Studenten protestieren gegen Ordinarien«, in: *Süddeutsche Zeitung* (27.10.1968), zit. nach »Zum Konflikt um den Lehrbeauftragten Paul Gerhard Völker (1968/69)« – <https://www.walter-mueller-seidel.de/materialien.php> (23.05.2022).

98 Marie Luise Gansberg und Paul-Gerhard Völker: *Methodenkritik der Germanistik. Materialistische Literaturtheorie und bürgerliche Praxis*. Stuttgart 1970, S. 133.

99 Wilhelm Voßkamp: »Das Neue als Verheißung. Über die Entstehung des Neuen in der deutschen Literaturwissenschaft seit den 1920er Jahren unter besonderer Berücksichtigung der Geistes- und Kulturwissenschaften«, in: *Geschichtlichkeit von Sprache und Text. Philologien – Disziplinengese – Wissenschaftshistoriographie*, hg. v. Wulf Oesterreicher und Maria Selig. Boston 2014, S. 255–273, hier S. 257f.

100 Marie Luise Gansberg: »Zu einigen populären Vorurteilen gegen materialistische Literaturwissenschaft«, in: dies. und Völker: *Methodenkritik der Germanistik*, S. 7–39, hier S. 25.

101 Voßkamp: »Das Neue als Verheißung«, S. 257.

102 Gansberg: »Zu einigen populären Vorurteilen gegen materialistische Literaturwissenschaft«, S. 9 [Hervorh. i. Orig.].

[...] ungeklärt« lasse.¹⁰³ Stattdessen erhebt sie den historischen Materialismus zur vorgeordneten Herangehensweise an Literatur, die alle anderen Methoden erkenntnistheoretisch durchdringen und transformieren müsse.¹⁰⁴ *Zweitens* erklärt Gansberg explizit, warum nach ihrem Verständnis die von ihr selbst noch 1968 angewandte Literatursoziologie in der Betrachtung nicht weit genug gehe, und stellt damit ähnlich wie ihr Lehrer, aber in umgekehrter Wertung, Literatursoziologie und Marxismus in ein Oppositionsverhältnis. Literatursoziologie beschäftigt sich laut Gansberg ausschließlich mit Produktions-, Distributions- und Rezeptionsfragen, nicht aber mit der sich »im literarischen Werk objektiviert[en]« gesellschaftlichen Wirklichkeit.¹⁰⁵ *Drittens* problematisiert sie in ideologiekritischer Adaptation das Objektivitätspostulat, wobei sie nun konkret Sengles »Wahrheits-Begriff« als »abstrakt[], nicht näher bestimmt[]« begreift.¹⁰⁶ Dagegen stellt sie die »konkrete« Wahrheit klassenkämpferischer Observanz, die auch den bürgerlichen Wissenschaftler zu einer Reflexion seines vermeintlich objektiven Standorts anhalte.

Gansbergs Text argumentiert in dem Bewusstsein, noch eine avantgardistische Minderheitenmeinung zu vertreten, der in der etablierten Germanistik bislang nur wenige zuarbeiten würden – sie führt als Autoritäten Theodor W. Adorno, Erich Köhler und Hans Mayer an.¹⁰⁷ Obgleich sie ihre Thesen immer wieder polemisch zuspitzt und einige Germanisten harsch attackiert (Peter Demetz und Wolfgang Kayser etwa erfahren keine Gnade), bemüht sie sich explizit um Anschluss an das methodische Hauptfeld des Fachs: Als noch inkonsequente Vorbereiter materialistischen Denkens werden neben Hugo Kuhn¹⁰⁸ auch Wilhelm Emrich, Walter Müller-Seidel und Friedrich Sengle¹⁰⁹ gewürdigt. Dessen Schüler Jost Hermand¹¹⁰ erscheint bei Gansberg sogar als Repräsentant eines »dritten« Standpunkt[s]« zwischen »idealistischer und materialistischer Literaturwissenschaft«:¹¹¹ Wie »Wellek-Warren« und Klaus Ziegler habe Hermand »– wenigstens momentweise – die dominierende Kraft der Gesellschaft

103 Ebd., S. 22; explizit zieht sie hier Jost Hermand und seinen Band *Synthetisches Interpretieren. Zur Methodik der Literaturwissenschaft*. München 1968, als Negativbeispiel heran (vgl. ebd., S. 23f.).

104 Vgl. ebd., S. 25.

105 Ebd., S. 29.

106 Ebd., S. 32.

107 Vgl. ebd., S. 9.

108 Vgl. ebd., S. 13f.

109 Vgl. ebd., S. 31.

110 Vgl. ebd., S. 34 und 37.

111 Ebd., S. 134, Anm. 29.

auf die verschiedenen, das Kunstwerk konstituierende Faktoren« anerkannt,¹¹² blicke also ›in die richtige Richtung‹. Der Richtungsstreit an sich aber wird sich nach Gansberg nur durch eine Selbstreflexion und materialistische Transformation der bürgerlich-idealistischen Wissenschaftskonzeption überwinden lassen. Ob es eine unmittelbare Reaktion Sengles auf Gansbergs Manifest gab, ist uns nicht bekannt. Im November 1969 erschien Gansberg jedenfalls nicht zu den Feierlichkeiten zu Sengles 60. Geburtstag¹¹³ und sie beteiligte sich – wie erwähnt – auch nicht an der Festschrift.¹¹⁴

Öffentliche Polemik und wissenschaftliche Uneinigkeit prägten den zwischenmenschlichen Umgang dieser Zeit. Dennoch bleibt unklar, ob der wohl 1969 einsetzende Kontaktabbruch allein wissenschaftlich und politisch bedingt war. Wahrscheinlich spielte zudem der Faktor eine Rolle, dass Gansberg Ende der 1960er-Jahre medikamentenabhängig wurde und sich zunehmend aus privaten Beziehungen zurückzog.¹¹⁵ In München zu bleiben, schien für sie jedenfalls keine Option gewesen zu sein. Als sie ohne Habilitation im Juli 1970 aus dem Stipendium ans Institut zurückkehrte, ließ sie sich sofort, also zum Wintersemester 1970/71, gemeinsam mit Werner Weiland nach Marburg versetzen, wo sie, wie in den universitären Ausbaujahren nicht unüblich, 1972 ohne Habilitationsschrift Professorin wurde – eines der Gutachten für die Professur schrieb Jost Hermand.¹¹⁶ Mitte der 1970er-Jahre avancierte Marie Luise Gansberg dann zu einer der einflussreichsten Wegbereiterinnen einer deutschen feministischen Literaturwissenschaft, wodurch sie sich von Sengles schulbildendem Programm endgültig löste.

Sengle zeigte sich nach Abbruch des Kontakts Ende der 1960er-Jahre enttäuscht. In einem Brief an Eva D. Becker schreibt er im Dezember 1970: »Ich bin überzeugt, daß ich sie in München mit einer guten, streng marxistischen Habilitationsschrift durchgebracht hätte.«¹¹⁷ Ist dieses privat geäußerte Zugeständnis ernst zu nehmen? Sengle hat immer Methodenoffenheit proklamiert, aber galt

112 Ebd., S. 24.

113 So erinnert sich Gansbergs Kollege Roger Paulin in einer Mail an Sabine Koloch vom 09.01.2018 (vgl. Koloch: »Marie Luise Gansberg«, S. 29).

114 Erst 1979 schreibt sie Sengle wieder, diesmal zum 70. Geburtstag. Sie spielt hier auf Spannungen im Jahr 1969 an, berichtet ansonsten aber offen von ihrer Vergangenheit und versucht an den früheren Kontakt wieder anzuknüpfen.

115 Vgl. Koloch: »Marie Luise Gansberg«, S. 29f. In den 1970er-Jahren begab sie sich in Therapie, im Anschluss folgten mehrere Klinikaufenthalte.

116 Vgl. ebd., S. 32.

117 Friedrich Sengle an Eva D. Becker, 15.12.1970, zit. nach Koloch: »Das Münchner Assistenten-Flugblatt 1968/69«, S. 11.

seine Toleranz auch der marxistischen Literaturwissenschaft? Eine Antwort findet sich in seinem Vortrag zum Germanistentag 1972 mit dem Titel »Zur Überwindung des anachronistischen Methodenstreits in der heutigen Literaturwissenschaft«. Im Sprachduktus ist es der polemischste unter den überlieferten Vorträgen Sengles, der damit aber zugleich als einer der wenigen etablierten Germanisten der Forderung der jüngeren Generation nach einer »Kultur des kritischen Hinterfragens« im Allgemeinen und Gansbergs Forderung nach Auseinandersetzung im Besonderen nachkam.¹¹⁸ Wie Schönert betont, gab es auf dem Germanistentag kaum »heftige kämpferische Auseinandersetzungen« unter Beteiligung des germanistischen Establishments; »von den Älteren wollte sich darauf allein Friedrich Sengle einlassen.«¹¹⁹

In der Druckfassung von Sengles Vortrag findet sich auf der ersten Seite eine Fußnote, die seinen polemischen Ton rechtfertigen soll:

Mein Vortrag enthält Polemik. Diese erscheint mir, als eine Art Gegengift, legitim, weil die heutige Germanistik eine Neigung zur bevorzugten Rezeption polemischer Schriften hat (s. u.). Ich bitte aber zu beachten, daß meine Polemik nicht so sehr Personen als unser Fach in seiner derzeitigen Verwirrung treffen will und, in ihrem Inhalt, die Beendigung des erneuerten, wissenschaftlich sinnlos gewordenen Methodenkriegs bezweckt. Der Rückgriff auf die Erfahrungen meiner Generation ist dabei unvermeidlich; denn die Kontinuität gehört zum Wesen der Wissenschaft selbst.¹²⁰

Zu den Personen, die Sengle im Text stellvertretend attackiert, gehört neben Marie Luise Gansberg auch Hans Robert Jauß,¹²¹ dessen Präsentation der Rezeptionsgeschichte Sengle eingangs als paradigmatisches Beispiel für eine theoretisch-methodische Dogmatisierung betrachtet, bei der das akademische Toleranzprinzip außer Kraft gesetzt werde: »[U]nnötiger wissenschaftlicher Streit entsteht dadurch, daß eine bestimmte Methode absolut gesetzt oder jedenfalls prinzipiell verfochten und nicht in vernünftiger Weise begrenzt, in den Kosmos

118 Schönert: »Stuttgart 1972«, S. 1f.

119 Ebd., S. 4; zum Inhalt seines Vortrags siehe auch S. 9f. Gonthier-Louis Fink berichtet im Sektionsbericht, »Sengle schien der späteren Diskussion einen kräftigen Impuls geben zu wollen«, die sich in »selbstbewußter, temperamentvoller Polemik« ausgedrückt habe, von den »Hörern aber ungenutzt« geblieben sei (Gonthier-Louis Fink: »Sektion III«, in: *Historizität in Sprach- und Literaturwissenschaft. Vorträge und Berichte der Stuttgarter Germanistentagung 1972*, hg. v. Walter Müller-Seidel u. Mitarb. v. Hans Fromm und Karl Richter. München 1974, S. 205–207, hier S. 205f.).

120 Sengle: »Zur Überwindung des anachronistischen Methodenstreits«, S. 157.

121 Vgl. ebd., S. 158.

der Wissenschaft eingeordnet wird.«¹²² Sengle plädiert stattdessen für die grundsätzliche Anerkennung der Methodenvielfalt, die er als historische Errungenschaft wertet,¹²³ und ein Nebeneinander unterschiedlicher Perspektiven – ein Prinzip, das er historisch begründet:

Alle Methoden, an die man glaubte, sind zu einer rein pragmatischen Angelegenheit geworden; sie sind nichts weiter als partikulare Perspektiven oder Annäherungswege, die man beliebig wechseln und kombinieren darf oder sogar muß. Diese Entwicklung halte ich, im Gegensatz zu dem ständigen Wechsel der jeweiligen Lieblingsmethoden, für irreversibel, also für ein Ergebnis der Geschichte, dem man nur kurzfristig Widerstand leisten kann. Dabei verkenne ich nicht, daß es uns Deutschen besonders schwer fällt, Ergebnisse der Geschichte zu akzeptieren.¹²⁴

Seine eigene Toleranz unter Beweis stellend, konzidiert er in Bezug auf Jauß letztlich sogar, dass er unter anderem von ihm gelernt habe, den »Spielraum der Erwartungshorizonte«¹²⁵ in seiner literaturgeschichtlichen Arbeit zu reflektieren. Auch der materialistischen Literaturwissenschaft, der sein polemisches Hauptinteresse gilt, behauptet Sengle etwas abgewinnen zu können, sofern, wie man an der »historisch-kritischen Heine-Ausgabe der DDR« sehen könne, »[i]n der Praxis der marxistischen Germanistik [...] die Materialgrundlagen unseres Faches« bewahrt würden.¹²⁶ In dem von Gansberg und Völker herausgegebenen Band *Methodenkritik der Germanistik*, der 1973 schon in vierter Auflage erschienen war, aber erkennt Sengle allein ein dogmatisches, karrieristisch-ideologisches Machwerk, ein Beispiel für »sensationelle[] Programme[] und listige[] Pamphletliteratur«,¹²⁷ mit dem die Verfasser:innen »vergangene[] Stufen der Wissenschaftsgeschichte«¹²⁸ pauschal verdammen würden. In ironisch-satirischer Absicht collagiert Sengle Zitate zum Beleg der Naivität, Radikalität und ideologischen Borniertheit der Verfasser. Dabei scheut er keine *ad hominem*-Argumente: Er beklagt das »undankbare Verhalten«, das Gansberg und andere »gegenüber den Vorgängern«, also auch ihm selbst gegenüber an den Tag legten und unterstellt den materialistischen Literaturhistoriker:innen »egoistische oder gruppenegoistische Ziele«, Charakterlosigkeit, Opportunismus

122 Ebd., S. 159. Als Beispiele für Letzteres nennt er im Vortrag auch Karl Robert Mandelkow und Ingrid Strohschneider-Kohrs.

123 Vgl. ebd., S. 163.

124 Ebd. [Hervorh. i. Orig.]

125 Ebd., S. 165.

126 Ebd., S. 161.

127 Ebd., S. 167.

128 Ebd., S. 164.

sowie moralische und psychische Schwäche.¹²⁹ Insbesondere der letzte Vorwurf, die psychische Schwäche, mochte Gansberg als direkt auf ihre Person bezogene Indiskretion werten.

Ein absoluter Abbruch der literarhistorischen Tradition, eine »radikale Kritik« unserer Wissenschaft (Gansberg) ist nur nötig, wenn man dem religiösen »Verlust der Mitte« moralisch oder psychisch nicht gewachsen ist und ein neues Mittelalter mit rotem Zar und rotem Papst zur Herrschaft führen will.¹³⁰

Eingebettet ist diese personalisierte Polemik in eine fachhistorische und fachpolitische Standortbestimmung, die wie bei Gansberg eine Ost-West-Spaltung aufruft, Sengles ›Schule‹ einbegreift und deren Grenze markiert. Denn während Sengle den Marxismus in Ost- wie Westdeutschland als Bedrohung der Wissenschaften und als »Rückfall«¹³¹ disqualifiziert, gegen den »wir im Westen«¹³² entschlossen vorzugehen hätten,¹³³ wirbt er selbst für eine historisch und soziologisch informierte Literaturgeschichte, die auch werkimmanente, phänomenologische Interpretationsverfahren, wie sie in den frühen 1940er-Jahren und dann verstärkt in der Nachkriegszeit propagiert wurden, zu integrieren verstehe. Exemplifiziert sieht er dieses wissenschaftliche Integrationsprogramm nicht nur in seiner eigenen Arbeit, er beruft sich vielmehr auf einen Konsens bürgerlicher Wissenschaft, der »von Benno von Wiese bis Jost Hermand«¹³⁴ reiche, den Gansberg mit ihrem ideologischen Dogmatismus aber verlassen habe.

Wenngleich fragwürdig bleibt, ob Sengle eine marxistisch argumentierende Habilitationsschrift unterstützt hätte, ist es nicht das Experimentieren mit neuen Methoden, das ihn provoziert, sondern die in seinen Augen intolerante, man könnte aber auch sagen: die polemische und politisch kompromisslose Haltung Gansbergs, womöglich verstärkt durch die als Undankbarkeit erfahrene Distanzierung seiner ehemaligen Schülerin. Nahezu ausgeblendet bleibt zudem die

129 Ebd.

130 Ebd., S. 166. Er bezieht sich auf »Zu einigen populären Vorurteilen gegen materialistische Literaturwissenschaft«, S. 33.

131 Ebd., S. 162.

132 Ebd., S. 161.

133 In einem Brief an Richard Brinkmann schreibt Friedrich Sengle 1975: »Mit ihm [d. i. Georg Jäger; S. S./Y. Z.] und einem italienischen Freund, Albert Martino, Pisa, eröffne ich ein sozialgeschichtliches Jahrbuch, um die marxistische Welle zu unterwandern« (Friedrich Sengle an Richard Brinkmann, 19.03.1975, in: Heinrich-Heine-Institut Düsseldorf, Nachlass Sengle [Hervorh. i. Orig.]). Zur Gründung von *IASL* vgl. Kraus und Steeger: »Zwischen den Stühlen«.

134 Sengle: »Zur Überwindung des anachronistischen Methodenstreits«, S. 161.

Zeit des ›Dritten Reichs‹. Zwar wird in einer Anmerkung der »Nationalsozialismus [...] als antiliberal[e] Bewegung«¹³⁵ benannt, doch zugleich konstatiert Sengle, dass sich »im Lauf meines wissenschaftlichen Lebens, d. h. während der letzten 40 oder 50 Jahre«, der Dogmatismus und die Intoleranz in den Wissenschaften »allmählich aufgelöst«¹³⁶ habe – ein von ihm begrüßter Prozess der Pragmatisierung und Entideologisierung, der durch die marxistischen Ideolog:innen nun behindert oder verkehrt zu werden drohe. Das Versagen der ›bürgerlichen‹ Wissenschaften im Nationalsozialismus und die weitgehende, personelle und fachliche Kontinuität,¹³⁷ die die Germanistik der 1950er- und 60er-Jahre kennzeichnete und an der die junge Generation politischen und wissenschaftlichen Anstoß nahm, findet dabei jedoch keinerlei Erwähnung.

Der auf Gansberg zugeschnittene Vortrag auf dem Germanistentag 1972 zeigt deshalb zweierlei: Drei Jahre nach Abbruch privater Gespräche nimmt Sengle einerseits die Position seiner Schülerin noch so ernst, dass er sie zentral setzt und sie – auf der ›Vorderbühne‹ – theoretisch attackiert. Andererseits macht sein polemisch-zersetzender und zwangsläufig verletzender Duktus, verbunden mit seiner fortwährenden Ignoranz gegenüber dem Scheitern ›bürgerlicher‹ Wissenschaft im Nationalsozialismus eine ernsthafte Auseinandersetzung unmöglich. Immerhin trieb die beiderseitig betriebene Polemik die politischen und fachpolitischen Divergenzen heraus und kam auf diesem Wege beiden Programmen zugute. Eine konzeptionelle Auseinandersetzung mit der Wissenschaftsauffassung der Generation Gansbergs aber blieb aus. Und so blieb es zunächst beim Bruch: Gansberg schien im Anschluss nicht bereit, auf ein weiteres Gespräch einzugehen. Erst Jahre später, anlässlich seines 70. Geburtstags 1979, nahm sie im Privaten den Kontakt wieder auf, was Sengle viel bedeutete: »[E]s hat mich nichts so gefreut wie Ihr Brief zum 70. Geburtstag.«¹³⁸

¹³⁵ Ebd., S. 163, mit Stern versehene Anmerkung.

¹³⁶ Ebd., S. 163.

¹³⁷ Vgl. Wilhelm Voßkamp: »Zur Wissenschaftsgeschichte der deutschen Literaturwissenschaft in der Bundesrepublik«, in: *Wissenschaft und Nation. Studien zur Entstehungsgeschichte der deutschen Literaturwissenschaft*, hg. v. dems. und Jürgen Fohrmann. München 1991, S. 17–28, und ders.: »Kontinuität und Diskontinuität. Zur deutschen Literaturwissenschaft im Dritten Reich«, in: *Wissenschaft im Dritten Reich*, hg. v. Peter Lundgreen. Frankfurt a. M. 1985, S. 140–162.

¹³⁸ Friedrich Sengle an Marie Luise Gansberg, 27.11.1979, zit. nach Koloch: »Briefliche Begegnungen«, S. 15.

4 Jost Hermands Bemühen um Schulzugehörigkeit

Während der Bruch zwischen Gansberg und Sengle stark, aber nicht von Dauer war, zog sich Jost Hermands Distanzierung von seinem Lehrer über mehrere Jahrzehnte. Hermand, der »abtrünnige Sengle-Schüler«,¹³⁹ war sicherlich kein dogmatischer Marxist, vielmehr nahm er, wie Gansberg richtig beobachtete, einen ›dritten Standpunkt‹ zwischen den beiden Positionen ein. In seiner methodologischen Ausrichtung wurde er dabei aber von ihr ebenso kritisiert wie von Sengle.¹⁴⁰

Jost Hermand studierte bei Sengle in Marburg und legte 1955 seine kultur- und literaturgeschichtlich informierte Dissertation vor. Kurzzeitig muss im Anschluss an seine Promotion im Raum gestanden haben, ob er in Marburg bei Sengle eine Assistentenstelle sowie ein Habilitationsangebot erhalten würde. Hermand erklärt hierzu rückblickend, Sengle habe ihn vor allem »wegen meines Sprachfehlers für den Lehrberuf oder gar eine akademische Laufbahn«¹⁴¹ für ungeeignet betrachtet. In der Korrespondenz begründet Sengle seine Ablehnung mit Hermands methodischem Vorgehen: Im Mai 1957 erläutert er, dass er, obwohl er Hermands »›kulturgeschichtliches Querfeldein Rennen‹« »schätze«, ihn »bei der Marburger Fakultät als Habilitand [nicht] durchbringen würde«. Auch er selbst halte ihn »für die eigentliche Fachwissenschaft [...] nicht so geeignet«, weshalb er ihm rät, eine »Lebensstellung an der Bibliothek« zu suchen.¹⁴² Folgt man Hermands Darstellung, so scheint er tatsächlich zunächst

139 Helge Nielsen: »Probleme der Lenau-Rezeption 1945 bis 1980«, in: *Vergleichende Literaturforschung. Internationale Lenau-Gesellschaft 1964 bis 1984*, hg. v. Antal Mádl und Anton Schwob. Wien 1984, S. 374–384, hier S. 379.

140 Siehe bspw. die kritische Rezension von Marie Luise Gansberg und Paul-Gerhard Völker, in der es über Hermands methodologischen Band *Synthetisches Interpretieren* (1967) heißt: »Hermand, der zwar gelegentlich eine ›materialistische Geistesgeschichte‹ (222) fordert, weicht tatsächlich das dialektische Verhältnis von Basis und Überbau so sehr auf, daß ›Basis und Überbau als gleichrangige Partner auftreten‹ (222), der Überbau letztlich als determinierungsfrei erscheint. Ebenso führt die Loslösung der Kunst aus ihrer gesellschaftlichen Bedingtheit zum bekannten Idealismus. Die ›neue‹ Geschichtlichkeit ist mehr oder minder die ›alte‹ Epochen- und Stilgeschichte« (Marie Luise Gansberg und Paul-Gerhard Völker: »[Rez.] Jost Hermand: Synthetisches Interpretieren«, in: *Das Argument* 72 [1972], S. 350–352, hier S. 351); vgl. auch Gansberg: »Zu einigen populären Vorurteilen«, S. 23f.

141 Hermand: *Freunde, Promis, Kontrahenten*, S. 35f.

142 Friedrich Sengle an Jost Hermand, 16.05.1957, in: Heinrich-Heine-Institut Düsseldorf, Nachlass Sengle.

versucht zu haben, diesen Weg einzuschlagen, wegen eines ambivalenten – das Arbeitsethos lobendenden, aufgrund des Sprachfehlers die allgemeine Eignung jedoch problematisierenden – Gutachtens bleibt dieser Versuch allerdings erfolglos.¹⁴³ Ungeachtet der dadurch entstandenen Kränkungen bricht das Verhältnis zwischen Hermand und Sengle zu diesem Zeitpunkt noch nicht ab; im Nachlass findet sich ein bis in die 1970er-Jahre anhaltender regelmäßiger Austausch von Briefen und Postkarten.

Mit seinem zweiten Betreuer, dem emeritierten Kunsthistoriker Richard Hamann, der seit 1947 zwischen Marburg und einer Gastprofessur an der Humboldt-Universität zu Berlin pendelte, ging der frisch promovierte Hermand im März 1956 stattdessen nach Ostberlin, um gemeinsam an einer Buchreihe zur Kunst- und Kulturgeschichte von der Gründerzeit bis zum Expressionismus zu arbeiten. Dieser im doppelten Sinne neue Arbeitszusammenhang war für Hermand prägend.¹⁴⁴ In Hamann fand er wohl vor allem einen Verbündeten gegen den in den Geisteswissenschaften der Nachkriegszeit vorherrschenden Konservatismus,¹⁴⁵ an dem er sich – so seine spätere Begründung – in seiner Zeit bei Sengle immer wieder gerieben hatte. Denn Hamann hatte Sympathie für die in der sowjetischen Besatzungszone und später in der DDR diskutierten sozialistischen Gesellschaftskonzeptionen. 1949 war er bereits zum ordentlichen Mitglied der Akademie der Wissenschaften gewählt, später mit dem Nationalpreis der DDR ausgezeichnet worden.¹⁴⁶

143 Vgl. Hermand: *Freunde, Promis, Kontrahenten*, S. 36, wo Hermand aus dem Gespräch mit dem Bibliotheksdirektor zitiert: »Er preist Sie zwar als jungen Wissenschaftler über den grünen Klee und schreibt, daß Sie eine ›außerordentliche Fähigkeit besäßen, große Stoffmassen zu durchdringen‹ und sich ›daher sicher schnell auch in andere Fächer der Geisteswissenschaften einarbeiten könnten‹, betont aber dann, daß Sie wegen Ihres Sprachfehlers am besten in stillen, abgelegenen Büchermagazinen aufgehoben wären und ihren Oberen wegen Ihrer neurotisch-scheuen Veranlagung sicher ›treu und hingebend dienen würden‹. Ich kann Ihnen nur eines sagen: Wir brauchen auch im Bibliothekswesen Vollmensch und keine seelischen Krüppel.«

144 Vgl. etwa Hermand: *Zuhause und anderswo*, S. 76. Unlängst hat Hermand den 1961 verstorbenen Richard Hamann – mit einem Wort Jürgen Habermas' – als »Partisanenprofessor[] im geteilten Deutschland«, der wissenschaftlich wie gesellschaftspolitisch als »Vorbild« gelte, gewürdigt, und bereits 2009 hatte er eine Biografie zu dem politisch links engagierten Kunsthistorikers vorgelegt. Siehe Jost Hermand: *Der Kunsthistoriker Richard Hamann. Eine politische Biographie (1879–1961)*. Köln, Weimar, Wien 2009; ders.: *Vorbilder. Partisanenprofessoren im geteilten Deutschland*. Köln 2014, S. 31–55.

145 Vgl. Hermand: *Der Kunsthistoriker Hamann*, S. 7.

146 Vgl. Anke Scharnhorst: »Hamann, Richard«, in: *Wer war wer in der DDR? Biographisches Lexikon*, hg. v. Helmut Müller-Enbergs. Überarb. und erw. Neuausg. Berlin 2000, S. 308f.

In Ostberlin beschäftigte sich Hermand unter anderem mit dem marxistisch-leninistischen Programm und mit Schriften von ostdeutschen Wissenschaftler:innen und Autor:innen, mitunter von Remigrant:innen wie etwa Bertolt Brecht. Diese wissenschaftliche Auseinandersetzung habe ihm, so erinnert sich Hermand später, zu einem »bessere[n] Verständnis für die politischen, ökonomischen und gesamtgesellschaftlichen Hintergründe«, einem »völlig neuen Realitätssinn« verholfen und zu einer »auf gesellschaftliche Relevanz pochenden kulturwissenschaftlichen Betrachtungsweise« geführt.¹⁴⁷ Die akademische Sozialisation unter Richard Hamann blieb allerdings nur Episode. Bereits im September 1957 wurde der 77-Jährige vom Staatssekretär für Hochschulwesen Wilhelm Girus aufgrund wissenschaftspolitischer Differenzen abgesetzt. Nachdem auch Hermand in der Konsequenz im November 1957 aus der DDR ausreisen musste,¹⁴⁸ schlug ihn Sengle für die Stelle in Madison, Wisconsin, vor.¹⁴⁹ Eine Anstellung in Westdeutschland schloss Sengle bis auf Weiteres aus – ein Effekt des Kalten Krieges. Aus der Retrospektive kolportiert Hermand Sengles Beratungsgespräch folgendermaßen:

Sengle riet mir sehr zu, diese Stelle unverzüglich anzunehmen, da ich wegen meines zweijährigen Aufenthalts in der »Soffjetzone«, wie er im Tonfall Adenauers sagte, sowie meiner Zusammenarbeit mit Richard Hamann in Westdeutschland aus politischen Gründen in absehbarer Zeit sicher keine Anstellung bekommen würde. [...] Anschließend verabschiedete er sich von mir mit folgenden Sätzen, die ich nie vergessen werde: »Gehen Sie ins Exil und lassen Sie im fernabliegenden USA Gras über diese fehlgeleitete ›Affäre‹ wachsen. Vielleicht können Sie ja in acht oder zehn Jahren, wenn die ›Soffjetzone‹ verschwunden sein wird, wieder hierher zurückkommen.« Sein Empfehlungsbrief muß in Madison den nötigen Eindruck gemacht haben.¹⁵⁰

Im Briefwechsel der 1950er- und 60er-Jahre zeichnet sich ab, dass Sengle Hermand bei weiteren Karriereschritten beriet – so bei der Ablehnung eines Rufs nach Harvard und bei Versuchen, auf eine Professur nach Deutschland, etwa nach Aachen oder Düsseldorf, zurückzukehren. Die beiden waren sich nicht in allen literaturwissenschaftlichen Belangen einig, dennoch erwiesen sie sich sowohl im privaten Briefverhältnis als auch in der öffentlichen Zitations- und

147 Hermand: *Zuhause und anderswo*, S. 75.

148 Vgl. ebd., S. 89.

149 Vgl. Hermand: *Freunde, Promis, Kontrahenten*, S. 42, und Jost Hermand an Friedrich Sengle, 05.05.1957, in: Heinrich-Heine-Institut Düsseldorf, Nachlass Sengle.

150 Hermand: *Zuhause und anderswo*, S. 95.

Rezensionspraxis gegenseitige Anerkennung.¹⁵¹ Selbst in seinen politischen Wertungen konnte Hermand zu Beginn der 1960er-Jahre noch Schnittmengen mit Sengle herstellen. In einem Brief vom Mai 1962 berichtet er ihm beispielsweise, dass Paul Gerhard Klussmann, dessen neue George-Monografie er kritisch rezensiert hatte,¹⁵² heftig gegen Hermands Besprechung als »sowjetzonale Literaturpropaganda« polemisiert habe. Hermand erkennt dabei in Klussmann den typischen Vertreter des »ästhetischen Absolutismus«, gegen den sich Sengle in seiner Heidelberger Antrittsvorlesung positioniert habe. Mit »dieser Form des Kommunistenhaß[es]«, den man in den Vereinigten Staaten sehr schnell mit »antiliberalen und antidemokratischen Tendenzen« verbinde, sollte man sich, so Hermand, besser zurückhalten.¹⁵³ Ob sich Hermand in seiner Korrespondenz mit Sengle bewusst um Übereinstimmungen bemühte, um die zunehmenden Differenzen zu überspielen und das Verhältnis zu stabilisieren, bleibt ungeklärt.

Im Zuge der Kontroverse um die konkurrierenden Epochenbezeichnungen ›Restaurationszeit‹ und ›Biedermeierzeit‹ wurde die politische Einigkeit allerdings brüchiger. Unter dem Sengle'schen Motto »Es gibt keine ideale Periodisierung«¹⁵⁴ wertet Hermand in seinem Beitrag zur Festschrift mit positivistischer Akribie Forschungsbeiträge zur Restaurationsepoche vor allem seit 1945 aus – unter Berücksichtigung wissenschaftlicher Publikationen aus Ostdeutschland und dem Ausland. In einer Art »Husarenritt[]«,¹⁵⁵ so Sengles Eindruck, führe

151 Vgl. etwa die Verweise auf Sengles grundlegende Arbeiten zur Restaurationszeit in Jost Hermand: »[Rez.] Festschrift für Franz Rolf Schröder, hg. v. Wolfdietrich Rasch«, in: *Monatshefte* 52.6 (1960), S. 315–317, hier S. 316; ders.: »[Rez.] Christian Dietrich Grabbe: Werke und Briefe. Historisch-kritische Gesamtausgabe in sechs Bänden, hg. v. Alfred Bergmann«, in: *Monatshefte* 53.1 (1961), S. 44–46, hier S. 45; ders.: »Napoleon oder die schwarze Spinne. Ein Hinweis«, in: *Monatshefte* 54.5 (1962), S. 225–232, hier S. 227; ders.: »[Rez.] Lee B. Jennings: The Lucicrous Demon. Aspects of the Grotesque in German Post-Romantic Prose«, in: *Monatshefte* 57.6 (1965), S. 303–305, hier S. 304. Auch Sengle zitiert Hermand in diesen Fragen, z. B. in Sengle: »Aufgaben und Schwierigkeiten der heutigen Literaturgeschichtsschreibung«, S. 5.

152 Siehe Jost Hermand: »[Rez.] Paul Gerhard Klussmann: Stefan George. Zum Selbstverständnis der Kunst und des Dichters in der Moderne«, in: *Monatshefte* 54.2 (1962), S. 79f.

153 Jost Hermand an Friedrich Sengle, 22.05.1962, in: Heinrich-Heine-Institut Düsseldorf, Nachlass Sengle. Vgl. dazu Sengle: »Zur Einheit von Literaturgeschichte und Literaturkritik«, S. 32, der hier den »ästhetische[n] Absolutismus« der Nachkriegszeit als Verlängerung der Phänomenologie angreift.

154 Friedrich Sengle: *Arbeiten zur deutschen Literatur 1750–1850*. Stuttgart 1965, S. 155, hier zit. nach Jost Hermand: »Allgemeine Epochenprobleme«, in: *Zur Literatur der Restaurations-epoche 1815–1848. Forschungsreferate und Aufsätze*, S. 3–61, hier S. 3.

155 Friedrich Sengle an Jost Hermand, 06.12.1969, in: Heinrich-Heine-Institut Düsseldorf, Nachlass Sengle.

Hermant performativ die Einteilungsprobleme der reaktionären wie restaurativen Epoche vor, die »historisch gesehen ein Spannungsfeld erster Ordnung« darstellten.¹⁵⁶ Mit seiner kleinteiligeren Periodisierung positioniert er sich gegen Sengles Konstruktion einer »konservative[n] Großperiode« des Biedermeierlichen, »neben der die Jungdeutschen oder Vormärzler überhaupt keine Rolle mehr spielen« würden.¹⁵⁷ Zugleich wehrt Hermant sich gegen das vorherrschende Interesse für die »konservativ-biedermeierliche[] Literatur«, das Sengles Arbeiten seit Jahren antreibe,¹⁵⁸ und favorisiert den Epochenbegriff ›Restaurationszeit‹, weil dieser »nicht nur umfassender, sondern auch neutraler als alle bisher vorgeschlagenen« sei.¹⁵⁹ Allerdings möchte Hermant nicht – hier schließt er an seine Dissertation an¹⁶⁰ und offeriert zugleich Anschlussstellen an Sengles Programm – den Biedermeier-Begriff verworfen wissen, der »einen echten Fortschritt innerhalb der epochengeschichtlichen Gliederung« darstelle, sondern plädiert für dessen limitierte Nutzung »als Stil­kategorie« für den »konservativen Strang«.¹⁶¹ Sein Forschungsbericht mündet folgerichtig im (wissen­schafts-)politischen Appell, »den Nachdruck unserer Forschungen in Zukunft etwas mehr auf das Liberale« zu legen, »wenn schon nicht aus ideologischen Gründen, so doch wenigstens aus Gründen der Fairneß und des inneren Gleichgewichts«.¹⁶² Die sich hier andeutenden politischen Konfliktlinien begründeten wohl aus der Perspektive Hermants noch keinen Bruch, und so ist es naheliegend, dass er Sengle um eine Vorablektüre des Berichts bat.

Wie Klausnitzer allgemein für akademische Schulbildungen herausgestellt hat, kann die »Modifikation übernommener Forschungsprogramme«¹⁶³ den Versuch eines distinktiven oder emanzipatorischen Akts darstellen. »Daß ich mich in den letzten Jahren mehr in der ›anderen‹ Richtung entwickelt habe, wird Ihnen nicht unbemerkt geblieben sein«, gesteht Hermant in einem Brief von November 1969 gegenüber Sengle ein¹⁶⁴ und spielt damit auf seine in Madi-

156 Hermant: »Allgemeine Epochenprobleme«, S. 4.

157 Ebd., S. 19f.

158 Ebd., S. 18.

159 Ebd., S. 16.

160 Vgl. ebd., S. 23f.

161 Ebd., S. 22.

162 Ebd., S. 53.

163 Klausnitzer: »Wissenschaftliche Schule«, S. 48.

164 Jost Hermant an Friedrich Sengle, 08.11.1969, in: Heinrich-Heine-Institut Düsseldorf, Nachlass Sengle.

son¹⁶⁵ fortgesetzte methodische und thematische Schwerpunktsetzung an. Sozialgeschichtlich¹⁶⁶ und kulturwissenschaftlich¹⁶⁷ informiert hatte er seine Forschung und Lehre neben der gesellschaftskritischen Literatur des 19. Jahrhunderts zunehmend auf Autor:innen des 20. Jahrhunderts ausgerichtet, die sich auf »liberal-demokratische[] Traditionen« beriefen,¹⁶⁸ darunter auch Autor:innen der Exilliteratur. Seine damit einhergehenden Forderungen nach einer Erweiterung des literarischen Kanons und nach einer interdisziplinären Öffnung der Germanistik verknüpfte Hermand zudem mit dem Postulat, Literaturwissenschaftler:innen müssten sich durch »ein keine Hemmnisse scheuen- des politisches Engagement« auszeichnen.¹⁶⁹

Dass er diese Umorientierung nicht als Bruch mit der Sengle'schen Schule, sondern in dieser Zeit durchaus integrativ verstanden wissen will, zeigt ein Brief vom März 1970, in dem er Sengle von seiner gemeinsam mit Reinhold Grimm begründeten Zeitschrift *Basis*¹⁷⁰ berichtet. Denn obgleich dieses *Jahrbuch für Gegenwartsliteratur* – so der Untertitel – einen kulturwissenschaftlichen Zugriff auf die Gegenwartskunst propagiere, versichert er seinem Lehrer, dass es doch Sengles Forderung nach der Verflechtung von »Literaturkritik und Literaturwissenschaft« verpflichtet sei: »Denn das war eigentlich unser Ziel, als wir das ›Jahrbuch‹ gründeten.«¹⁷¹ Im Sinne einer solchen »Weitergabe veränderter Konzepte, Methodologien und Darstellungsformen«¹⁷² formuliert Hermand bereits im Brief vom November 1969 mit Blick auf seinen Beitrag zur Festschrift: »Doch

165 Eine wissenschaftliche Plattform schufen sich Jost Hermand und Reinhold Grimm mit den ab 1969 jährlich stattfindenden renommierten Wisconsin Workshops, auf denen etwa wiederholt Aspekte von ›Exil und innerer Emigration‹ (1971, 1989) sowie kulturwissenschaftliche (1972, 1974, 1976, 1984, 1990, 1991), marxistische (1977, 1978) oder ökokritische (1980, 1987) Themenbereiche diskutiert wurden.

166 Vgl. etwa die Selbstzuschreibung in Hermand: »Literaturwissenschaft und ökologisches Bewußtsein«, S. 110f.; ders.: »Zur Situation der Germanistik in den USA. Eine historische Bilanz«, in: *Zeitschrift für Germanistik* N.F. 11.3 (2001), S. 578–589, hier S. 582.

167 Vgl. aus dieser Zeit bspw. Hamann und Hermand: *Deutsche Kunst und Kultur*; Jost Hermand: *Literaturwissenschaft und Kunstwissenschaft. Methodische Wechselbeziehungen seit 1900* [1965]. 2., verb. Auflage. Stuttgart 1971; ders.: *Pop International. Eine kritische Analyse*. Frankfurt a. M. 1971.

168 Hermand: »›Biedermeier‹ oder ›Vormärz?‹«, S. 331.

169 Hermand: *Geschichte der Germanistik*, S. 244.

170 Vgl. zur *Basis* etwa die Dissertation von Annika Differding: *Gegenwartsliteraturwissenschaft, historisch. Studien zur Disziplinierung eines Forschungsgegenstands*. Heidelberg 2021 (Manuskript) [erscheint vorauss. 2022].

171 Jost Hermand an Friedrich Sengle, 31.03.1970, in: Heinrich-Heine-Institut Düsseldorf, Nachlass Sengle.

172 Klausnitzer: »Wissenschaftliche Schule«, S. 48.

vielleicht sind es nicht die schlechtesten Schüler, die sich in ständiger Auseinandersetzung mit den Meinungen und Forschungsergebnissen ihrer Lehrer allmählich Schritt für Schritt weiterentwickeln¹⁷³ – und hierdurch etwa ihrerseits selbst zu Lehrer:innen werden.

Sengle teilte Hermands Ansichten nicht und fühlte sich provoziert. Nach der Lektüre des Beitragsmanuskripts ging er in die Offensive; seine erste briefliche Reaktion sei, wie er später selbst zugibt, vielleicht etwas »temperamentvoll[]« gewesen.¹⁷⁴ Er ließ Hermand im Dezember 1969 wissen, dass er es im »Grunde [...] ganz unwichtig« finde, »ob man Biedermeier- oder Restaurationszeit sagt«¹⁷⁵ – eine Formulierung, die er im Vorwort des ersten Bandes der *Biedermeierzeit* erneut aufgreift.¹⁷⁶ Es käme auf die »semantische Entwicklung d[er]es Wort[es]« an, die durch die Wissenschaft maßgeblich mitbestimmt werde.¹⁷⁷ Kritisch auf die politische Stimmung der Zeit rekurrierend, zeigt sich Sengle froh darüber, dass seine Arbeit an der *Biedermeierzeit* »in der Hauptsache während einer Zeit entstand, die nicht fortgesetzt zur Stellungnahme zwang und eine gewisse Offenheit nach allen Seiten ermögliche«.¹⁷⁸ Hermand aber wird diese Offenheit aberkannt, er sei nach Sengles Vermutung von der aktuellen »progressiv-politische[n] Welle«¹⁷⁹ so beeinflusst, dass er in seinem Forschungsbericht »die eigentlichen Konservativen doch schon ein wenig ungerecht« behandle.¹⁸⁰ Anstatt in Hermands Restaurationsbezeichnung eine die politischen Lager ausgleichende Geste wahrzunehmen, sieht Sengle sich selbst und Hermand plötzlich an politisch gegensätzlichen Polen platziert. Die von Hermand aufgerufene Norm der »Fairness« werde dadurch nicht gewahrt, sondern verletzt, denn er überziehe »alle Richtungen rechts des Liberalismus mit einer schwarz-braunen Sauce«.¹⁸¹ Sengle unterstellte seinem Schüler mithin, ihn dem Lager der Rechten zuzuschlagen, und befürchtete damit implizit, einer fortge-

173 Jost Hermand an Friedrich Sengle, 08.11.1969, in: Heinrich-Heine-Institut Düsseldorf, Nachlass Sengle.

174 Friedrich Sengle an Jost Hermand, 27.02.1970, in: Heinrich-Heine-Institut Düsseldorf, Nachlass Sengle.

175 Friedrich Sengle an Jost Hermand, 06.12.1969, in: Heinrich-Heine-Institut Düsseldorf, Nachlass Sengle.

176 Vgl. Sengle: »Vorwort«, Bd. I, S. Xf.

177 Friedrich Sengle an Jost Hermand, 06.12.1969, in: Heinrich-Heine-Institut Düsseldorf, Nachlass Sengle.

178 Ebd. [Hervorh. i. Orig.].

179 Ebd.

180 Ebd.

181 Ebd.

setzten nationalsozialistischen Gesinnung verdächtigt zu werden – eine Überreaktion Sengles, die aber zeigt, wie aufgeheizt die Stimmung war. Zwei Monate später, im Februar 1970, war er sich dann allerdings schon wieder sicher, dass zwischen seiner und Hermands wissenschaftlicher Position »nur ein generationsmäßig bedingter Auffassungsunterschied *innerparteilicher Art*« liege.¹⁸²

Wie gegenüber Gansberg äußerte Sengle aus der Position des überlegenen Lehrers gegenüber Hermand, dass er »die Empörung der Jugend« zwar verstehen könne,¹⁸³ ihnen politisch wie wissenschaftlich aber zu einem geschichtsbewussten und somit »ruhigeren Urteil« rate.¹⁸⁴ Im Unterschied zu Hermand und dessen Generation habe er in anderen politischen und wissenschaftlichen Systemen Erfahrungen gesammelt. »[Z]weimal« habe er »das Versagen des liberalen Staates«¹⁸⁵ erfahren und wissenschaftlich noch »die ältere Biedermeierforschung erlebt«, wobei sein »Schweigen«, so postuliert Sengle, seine »nicht unkritisch[e]« Haltung bezeuge.¹⁸⁶ Der somit eröffnete Generationenvergleich liefert ihm eine provozierende These zur Gegenwart: Die »Jugend« sei »nach meiner Meinung schon wegen der heute fehlenden Askese im Ernstfall noch leichter gleichzuschalten [...] als meine Generation. Sie konnte zu einem beträchtlichen Teil wenigstens auf Karriere und andere Superstellungen im Hitler-Deutschland verzichten. Kann man dies«, fragt er durchaus zynisch, »wenn das Auto, der Fernseher, der Filmapparat, die zwei Reisen im Jahr und ähnliche Komfortgepflogenheiten so viel bedeuten, daß man nicht einmal bei Zeiten Examen machen kann?«¹⁸⁷ Im Schutz vertraulicher Korrespondenz unterstellt Sengle mit diesen Fragen der Generation von Hermand aus dem Konsumismus geborenes Mitläufertum, Konformismus sowie fehlende Leistungsbereitschaft und erkennt sich im Gegenzug für das ›Dritte Reich‹ wie für die politische Gegenwart selbst den Status eines (passiven) Widerständlers zu.

Zu diesem Zeitpunkt war womöglich noch nicht öffentlich bekannt, dass Sengle 1937 in die NSDAP eingetreten war und seine weltanschauliche Zuverläs-

182 Friedrich Sengle an Jost Hermand, 27.02.1970, in: Heinrich-Heine-Institut Düsseldorf, Nachlass Sengle. [Hervorh. i. Orig.]

183 Friedrich Sengle an Jost Hermand, 06.12.1969, in: Heinrich-Heine-Institut Düsseldorf, Nachlass Sengle.

184 Friedrich Sengle an Jost Hermand, 27.02.1970, in: Heinrich-Heine-Institut Düsseldorf, Nachlass Sengle.

185 Friedrich Sengle an Jost Hermand, 06.12.1969, in: Heinrich-Heine-Institut Düsseldorf, Nachlass Sengle.

186 Friedrich Sengle an Jost Hermand, 27.02.1970, in: Heinrich-Heine-Institut Düsseldorf, Nachlass Sengle.

187 Ebd.

sigkeit mit einem antisemitischen Aufsatz zu Ludwig Börne¹⁸⁸ unter Beweis gestellt hatte, um 1942 habilitieren zu können.¹⁸⁹ Sengle galt durch die Spruchkammer vielmehr als entlastet.¹⁹⁰ Dies mag der Grund dafür sein, dass Hermand zu diesem Zeitpunkt noch seinen versöhnlichen Ton beibehielt und sich innerhalb der asymmetrischen Beziehung Diskussionen weiterentwickeln konnten, die dem Schüler durchaus Möglichkeiten wissenschaftlicher Emanzipation boten.

Öffentlich scheint sich Sengle mit politischen Kommentaren zu Hermand zurückgehalten zu haben, *coram publico* konterte er nur die literaturgeschichtlichen Thesen seines Schülers. Im ersten Band der *Biedermeierzeit* widmet er sich auf gut zwei Seiten »Jost Hermands zeitliche[r] Gliederung der Biedermeierzeit«,¹⁹¹ die dieser in Anschluss an seine Promotionsschrift in dem erwähnten Festschriftbeitrag sowie durch zwei Anthologien (1966, 1967)¹⁹² epochengeschichtlich fixieren wollte. Zwar würdigt Sengle Hermand als »Gelehrte[n]«, als »berufene[n] Historiker« und »gute[n] Kenner der Biedermeierzeit«, seinen Phasierungsvorschlag schlägt er allerdings mit professoralem Gestus aus und wirft ihm unter anderem eine starke Vereinfachung in der literaturgeschichtlichen und politischen Bewertung der unterschiedlichen Strömungen vor.¹⁹³

In der spannungsgeladenen Zeit in Folge der 68er-Bewegung zeichnet sich in Hermands und Sengles Korrespondenz ab, wie sich der »Kampf« um politische und wissenschaftliche Geltungsansprüche sowie um Anerkennung des wissenschaftlichen Status dynamisierte. Dieser Befund wird auch durch den eingangs zitierten Brief vom 5. April 1972 belegt, in dem Sengle Hermand vor ideologischen Überspitzungen – vor den ihm »anachronistisch« erscheinenden »Schläge[n] nach rechts« – warnte. Hier ist der Rat des Mentors zusätzlich auf Hermands Position als Germanist im Ausland bezogen, der über den hochschulpolitischen und wissenschaftlichen Diskurs der westdeutschen Germanistik nicht gut genug informiert sei:

188 Siehe Friedrich Sengle: »Baruch-Börne als Kritiker Deutschlands und deutscher Dichtung«, in: *Weltkampf. Die Judenfrage in Geschichte und Gegenwart* 19 (1941), S. 129–144.

189 Eine eingehende Untersuchung von Sengles Agieren in der NS-Zeit, seinen individuell und systematisch bedingten Verhaltensspielräumen, steht noch aus. Vgl. für aktuelle Beispiele personenbezogener Fachgeschichtsschreibung: Jörg Schönert, Ralf Klausnitzer und Wilhelm Schernus: *Wilhelm Emrich. Zur Lebensgeschichte eines Geisteswissenschaftlers vor, in und nach der NS-Zeit*, 2 Bde. Stuttgart 2018; Andrea Albrecht und Jens Krumeich: *Fritz Martini (1909–1991) und die deutsche Literaturwissenschaft vor und nach 1945*. Heidelberg 2022.

190 Vgl. Albrecht und Krumeich: *Fritz Martini (1909–1991)*, S. 145.

191 Sengle: *Biedermeierzeit*, Bd. I, S. 198–200.

192 Vgl. Jost Hermand: *Das Junge Deutschland. Texte und Dokumente*. Stuttgart 1966; ders.: *Der deutsche Vormärz. Texte und Dokumente*. Stuttgart 1967.

193 Vgl. Sengle: *Biedermeierzeit*, Bd. I, S. 199f.

Ihre Schläge [...] erklären sich aber wohl aus der Tatsache, daß Sie nicht einmal mehr in Deutschland leben und die vergangene deutsche Moderne so gut kennen. Als in München die Spartakus-Studenten (DDR), offenbar auf Befehl, plötzlich vom Kommunismus statt von der Demokratie (offizielle Sprachregelung) sprachen, bemerkten die Studenten erst, was vor sich geht, und wählten keinen einzigen Spartakisten in den ASTA. Solche Veränderungen sind jetzt häufig und geben Hoffnung. [...] [M]ein Abstand zum gegenwärtigen Deutschland [...] [bleibt] enorm, was eine gute Situation für den Historiker, aber doch nicht ganz die Lage ist, die man sich in der letzten Lebensperiode wünscht. Übrigens: ich scheue den Kampf noch nicht.¹⁹⁴

Auch Hermands Reaktion ist in Sengles Nachlass überliefert. In seinem Antwortbrief, der auf den 20. April 1972 datiert ist, begegnet er den Vorwürfen seines Lehrers, mit denen dieser »so massiv ins Politische eingestiegen« war.¹⁹⁵ Während Hermand die generationellen Differenzen im Schüler-Lehrer-Verhältnis anerkennt und zurückspielt (»Darin äußert sich halt ein Unterschied an Alter, verschiedenartigen Erfahrungen und Bewußtwerdungsprozessen«¹⁹⁶), versucht er Sengles ›Außenseiter‹-Argument nachdrücklich zurückzuweisen und – vor dem Hintergrund seiner Erfahrungen in den USA – seine Geltung als binationaler ›Grenzgänger‹ zu stärken: »Meine Haltung jedoch auf eine Unkenntnis der deutschen Situation zurückzuführen«, schreibt Hermand,

halte ich für einen Kurzschluß Ihrerseits. Allein letztes Jahr war ich viermal in Deutschland, habe an vielen Universitäten Vorträge gehalten und mich auch sonst genauestens umgetan. Ich glaube, ich habe da mehr Kontakte als Sie und bin nicht durch bestimmte Institutionskriege oder ähnliches auf eine Linie festgelegt. Obendrein finde ich es widersprüchlich, daß Sie von der immer größeren Gefahr von links und zugleich von ihrem Abflauen (siehe Astawahlen) sprechen. Das sind doch Kalte-Kriegs-Parolen, die lediglich das Kleinbürgertum in die rechte Ecke treiben sollen. Außerdem sehe ich nicht recht ein, warum Sie Ihren ›Abstand von Deutschland so beklagen. Ihre Anschauungen sind doch die allgemein herrschenden. Sie müßten sich doch eigentlich überall bestätigt sehen (von gewissen universitären Cliquen einmal abgesehen). Ich könnte da viel eher von ideologischer Vereinsamung sprechen, sowohl in Deutschland als auch hier in den USA.¹⁹⁷

Uns scheint, dass auch dieser Brief noch von dem im Grundton wohlgesonnenen Gesprächsklima zwischen Sengle und Hermand zeugt, wobei diese Haltung

194 Friedrich Sengle an Jost Hermand, 05.04.1972, in: Heinrich-Heine-Institut Düsseldorf, Nachlass Sengle [Hervorh. i. Orig.].

195 Jost Hermand an Friedrich Sengle, 20.04.1972, in: Heinrich-Heine-Institut Düsseldorf, Nachlass Sengle.

196 Ebd.

197 Jost Hermand an Friedrich Sengle, 20.04.1972, in: Heinrich-Heine-Institut Düsseldorf, Nachlass Sengle.

zunehmend zwischen abgrenzenden und versöhnenden Gesten changiert. In diesem Sinne möchte Hermand in seinem Brief abschließend »endlich zu ›freundlichen Tönen‹ übergehen«, nämlich zu einem – wenngleich nicht ohne kritische Untertöne auskommenden – Dank des ihm zgedachten zweiten Bandes der *Biedermeierzeit*.¹⁹⁸

Obgleich die Frequenz der Korrespondenz – das legt zumindest das Konvolut im *Heinrich-Heine-Institut Düsseldorf* nahe – bereits nach der Publikation der Festschrift drastisch abnahm und die nachfolgenden Briefe zunehmend Divergenzen erkennen lassen, kam es zum endgültigen Bruch erst, als Hermand Mitte der 1970er-Jahre¹⁹⁹ von Sengles antisemitischem Aufsatz über Ludwig Börne von 1941 erfuhr.²⁰⁰ Zwar waren Sengles Verwicklungen in den Nationalsozialismus – und das ist für die akademische Vergangenheitspolitik der frühen Bundesrepublik nicht untypisch – in Fachkreisen nach 1945 durchaus bekannt.²⁰¹ Seit wann genau Hermand davon wusste, ist uns nicht bekannt. Er betont in seinen Erinnerungsberichten jedenfalls, dass sich seine Empörung vornehmlich gegen die Behauptung Sengles richtete, »angeblich[] ›Widerstand‹ gegen den Nationalsozialismus« geleistet zu haben.²⁰² Hermand deutete Sengles politisch und kulturell eher konservative Haltung, die sich ebenso in methodologischen und wissenschaftspolitischen Fragen niederschlug, nun als Verlängerung seiner im Nationalsozialismus ausgebildeten Gesinnung.²⁰³ Auch die stark auf die Autorität Sengles zugeschnittene Schulbildung wird für Hermand jetzt zum Symbol einer überkommenen politischen Haltung, die – durch persönliche Enttäuschungen befeuert – den Schüler vom Lehrer endgültig trennte. Bis zu Sengles Tod 1994 mied Hermand in publizierten Texten explizite Verweise auf seinen

198 Vgl. ebd.

199 Vgl. Hermand: *Zuhause und anderswo*, S. 301, Anm. 5.

200 Vgl. Peter Stein: »Zur Börne-Rezeption im Dritten Reich. Friedrich Sengles Beitrag zur Judenforschung und sein Börne-Bild heute«, in: »*Die Kunst. Eine Tochter der Zeit*«. *Neue Studien zu Ludwig Börne*, hg. v. Inge Rippmann und Wolfgang Labuhn. Bielefeld 1988, S. 51–73. Vgl. auch Manfred Windfuhr: »Spannungen als autorspezifischer Strukturzug. Friedrich Sengles Heinebild und der Stand der Heinediskussion«, in: *Heine-Jahrbuch* 34 (1995), S. 183–202, hier S. 201, Anm. 20, und Peter Stein: »Sengles Heine. Eine Entgegnung«, in: *Heine-Jahrbuch* 36 (1997), S. 186–193.

201 Vgl. Venzl und Zimmermann: »Die ›Biedermeierzeit‹ als verfallenes Forschungsmonument?«, S. 73, Anm. 54.

202 Hermand: *Zuhause und anderswo*, S. 95.

203 Diese Verbindung mag durch Peter Steins Aufsatz befeuert worden sein, der Sengles antisemitischen Börne-Text aus der NS-Zeit in Zusammenhang mit der *Biedermeierzeit* setzte. Siehe weiterführend: Venzl und Zimmermann: »Die ›Biedermeierzeit‹ als verfallenes Forschungsmonument?«, S. 73f.

Lehrer, zitierte ihn auch nicht mehr in Aufsätzen, die sich mit der ›Biedermeierzeit‹ respektive dem Biedermeierlichen oder fachgeschichtlichen und methodologischen Fragen beschäftigten. Einige Texte zeichnen sich jedoch durch eine doppelte Adressierung aus: Gerichtet an »eine Gruppe von Eingeweihten«²⁰⁴ aus dem Umfeld der ›Sengle-Schule‹ und an Sengle selbst referiert Hermand verstreut und implizit immer wieder auf Sengle, um ihn wahlweise als Akteur der »bürgerlich-idealistische[n] Literaturwissenschaft«²⁰⁵ oder gar als der »alten« oder »neuen Rechten innerhalb unseres Fachs«²⁰⁶ zugehörigen Wissenschaftler zu disqualifizieren. Nur ein Beispiel:

Wer also weiterhin an wissenschaftliche Unverbindlichkeit, Privatismus und Agnostizismus glaubt, repressive Toleranz gut findet und unter Demokratie die Aufrechterhaltung althergebrachter Privilegien versteht [und damit den Begriff ›Biedermeier(zeit)‹ vertritt; S. S./Y. Z.], hat seine ideologische Entscheidung bereits getroffen – nämlich für den bürgerlichen Status quo.²⁰⁷

Die ›Sengle-Schule‹ hatte für Hermand endgültig ausgedient. Zwar trat er erst nach Sengles Tod mit seiner Kritik auf die ›Vorderbühne‹ der Wissenschaft, für einen eingeweihten akademischen Zirkel war jedoch schon früh sichtbar, dass sich Hermand von Sengles Programm- und Schulbildung abgewendet hatte. Sukzessiv avancierte Sengle aus Hermands Perspektive zum prototypischen Vertreter einer veralteten Philologie mit konservativ-nationaler Gesinnung, von der Hermand sein eigenes literaturhistorisches Innovationsprogramm absetzen und seine eigene *scholarly persona* profilieren und fachöffentlich stabilisieren konnte: Hermand repräsentierte eine interdisziplinär und kulturwissenschaftlich ausgerichtete »engagierte[] Wissenschaft nach der hegelianisch-marxistischen Dialektik«.²⁰⁸

204 Albrecht, Danneberg, Mateescu und Spoerhase: »Vorder- und Hinterbühnen der Germanistik«, S. 228.

205 Jost Hermand: »Der Streit um die Epochenbegriffe (1976)«, in: ders.: *Fünfzig Jahre Germanistik*, S. 149–157, hier S. 149 (erstveröffentlicht in: *Jahrbuch für Internationale Germanistik* 8.4 [1976], S. 112–118; erneut in: Jost Hermand: *Stile, Ismen, Etiketten. Zur Periodisierung der modernen Kunst*. Wiesbaden 1978, S. 7–16).

206 Jost Hermand: »Einleitende Bemerkungen zu der Aufsatzreihe ›Linke Tendenzen in der Germanistik nichtsozialistischer Länder seit 1967 (1980)«, in: ders.: *Fünfzig Jahre Germanistik*, S. 159–166, hier S. 159 (erstveröffentlicht in: *Jahrbuch für Internationale Germanistik* 11.2 [1979], S. 58–62).

207 Hermand: »Der Streit um die Epochenbegriffe (1976)«, S. 151.

208 Klaus R. Scherpe: »Vorwort/Preface«, in: *Responsibility and Commitment. Ethische Postulate der Kulturvermittlung. Festschrift für Jost Hermand*, hg. v. dems., Klaus L. Berghahn und Robert Holub. Frankfurt a. M. 1996, S. 11–15, hier S. 12.

Auch Sengle kündigte das Verhältnis zu seinem Schüler auf. 1975 offenbarte er gegenüber Richard Brinkmann, dass seine Unterstützung für seine Schüler:innen ebenso politischen Gesichtspunkten folge:

Im Dozentenmachen war ich nicht so produktiv wie meine Münchner Kollegen. Bisher nur Windfuhr, denn Hermand betrachte ich als unehelichen Sprößling. Aber jetzt in meinen letzten Dienstjahren [...] treten vermutlich Nr. 2, 3, 4 ans Licht der Welt: Günter Häntzschel, Georg Jäger, Werner Hahl. Darf ich sie Ihnen ein wenig ans Herz legen in dieser letzten bösen Zeit unsere Universität (+ 100 Germanistik-Dozenten)? Alle drei haben einen gefestigteren Liberalismus als beispielsweise Marcel Reich-Ranicki und Heinz Schlaffer [...]. [...] Nr. 2. Georg Jäger, Ostdeutscher, ist mein Preuße, mein tüchtigster Habilitand.²⁰⁹

Hermand spielte in Sengles personalpolitischen Plänen keine Rolle mehr, im Gegenteil. In einem Brief vom 27. Januar 1978 an seinen früheren Tübinger Schüler Wolfgang Hegele²¹⁰ heißt es dann unmissverständlich: »Ein Marburger Schüler [d. i. Jost Hermand; S. S./Y. Z.] schon war der erste, der völlig mißriet. Er tyrannisiert zur Zeit die überaus personenreiche amerikanische Germanistik, so daß ich mich von ihm in aller Form zu distanzieren beginne.«²¹¹

5 Zur Dynamik des ›Vorder-‹ und ›Hinterbühnen-‹ Geschehens im Schulzusammenhang

Wir haben nachgezeichnet, wie sich Jost Hermand und Marie Luise Gansberg im wissenschaftlichen Feld der politisch erhitzten 1960er- und 70er-Jahre in Auseinandersetzung mit ihrem Lehrer Friedrich Sengle eigene theoretisch-methodische und politische Positionen verschafften und zu Vertreter:innen einer linken, gar marxistisch orientierten Fraktion unter den Schülern Sengles avancierten. Dies wurde in der Fachöffentlichkeit als Spaltung der ›Sengle-Schule‹ wahrgenommen und kommentiert. In einer Rezension aus dem Jahr 1983 bemerkte etwa Hans Egon Holthusen rückblickend: »Schon Anfang der siebziger Jahre, so wird berichtet, habe sich die ansehnliche Schar der Sengle-

²⁰⁹ Friedrich Sengle an Richard Brinkmann, 19.03.1975, in: Heinrich-Heine-Institut Düsseldorf, Nachlass Sengle [Hervorh. i. Orig.].

²¹⁰ Wolfgang Hegele, der bei Sengle in Tübingen promoviert wurde, lehnte das Angebot, als Assistent mit nach Marburg zu gehen, ab, um in den Schuldienst einzutreten (Telefonat mit Wolfgang Hegele vom 02.07.2021).

²¹¹ Friedrich Sengle an Wolfgang Hegele, 27.01.1978, in: Heinrich-Heine-Institut Düsseldorf, Nachlass Sengle.

Schüler in ›Rechts-‹ und ›Linkssengleaner‹ gespalten, mit dem in Madison, Wisconsin, lehrenden Jost Hermand als Anführer der Linken.«²¹² Eine neue, ›links-sengleanische‹ Schule mit Hermand als »Anführer« aber ist nicht entstanden, dafür waren die Verhältnisse von Sengle zu seinen links orientierten Schüler:innen und die Beziehungen der Schüler:innen untereinander zu individuell, die Interessen und Konfliktlinien zu heterogen. Festzuhalten ist aber, dass die Standortbestimmung im Rechts-Links-Spektrum von Politik und Wissenschaft sowohl von Beobachter:innen wie Holthusen als auch von den unmittelbar Beteiligten selbst in Relation zu der mit Sengles Namen verbundenen Schule erfolgte, die Politik also direkt in die geisteswissenschaftliche Gruppenbildung und deren intergenerationellen Zusammenhang hineinragte.

An der politischen Kartierung des germanistischen Feldes war zeitgenössisch neben den Schüler:innen auch der Lehrer selbst intensiv beteiligt, durch öffentliche und private Demarkationen, durch Sanktionen, Ein- und Ausgrenzungsstrategien. Wie sich an unserem Fallbeispiel zeigen lässt, sind Schüler wie Lehrerseite dabei durchaus dazu bereit, das, was Erving Goffman die Normen »dramaturgische[r] Loyalität«²¹³ genannt hat, zu verletzen: Gansberg setzte sich mit ihren hochschulpolitischen Kämpfen und ihrem Engagement für eine marxistische Literaturwissenschaft nicht nur als eigenständige wissenschaftliche Protagonistin in Szene, diese waren für die Fachöffentlichkeit vielmehr auch als Angriff gegen Sengle als Wissenschaftler zu verstehen. Auch Hermands mildere Form der Distanzierung zu Sengles Lebenszeit riskierte die Verletzung der »moralischen Verpflichtungen« des ›Teamgeistes‹,²¹⁴ die in der Regel gleichermaßen dazu beitragen sollen, den Schulzusammenhang aufrechtzuerhalten. Keines der Schulmitglieder konnte ohne Konsequenzen in der Öffentlichkeit zu scharfe und zu persönliche Kritik am Lehrer üben – und *vice versa*.

Angriffe jeglicher Art, vom wissenschaftlichen Infragestellen bis zur Polemik, mussten folglich auf der ›Hinterbühne‹ ausbalanciert werden. Andernfalls drohte der Abbruch des Schulzusammenhalts, was für den Lehrer maximal einen Reputationsverlust, für Schüler:innen durchaus existenzielle Konsequenzen nach sich ziehen konnte. So lassen sich sowohl auf Lehrer- als auch auf Schüler:innenseite temporär harmonisierende und ausgleichende Gesten in den vertraulichen Korrespondenzen identifizieren, wenngleich sich zeigt, dass vor allem Gansberg und Hermand, die ungleich mehr als Sengle zu verlieren hatten, bestrebt waren, die öffentlichen Distanzierungsgesten und Konflikte mit dem

212 Holthusen: »Kontrapunktisches Denken«, S. 336.

213 Goffman: *Wir alle spielen Theater*, S. 193.

214 Ebd.

Mentor im Privaten durch diplomatisch-irenische Kommunikationsformen und Pazifizierungsstrategien zu begleiten.

Diese Dynamik, die aus der Diskrepanz zwischen öffentlicher und privater Kommunikation resultiert, dürfte typisch für Schulverhältnisse sein, bei denen trotz zunehmenden Divergenzen beide Seiten noch voneinander profitieren, in denen die Schüler:innen aber trotzdem eigene Wege gehen wollen. Die Festschrift für Sengle scheint aus dieser Perspektive das Ergebnis eines Kompromisses gewesen zu sein: Der Lehrer kam zu einer öffentlichen Ehrung, die sein wissenschaftliches Selbstverständnis fachöffentlich zu stabilisieren half und seinen Ruf als Ordinarius mit einer breiten Schülerschaft festigte. In den Briefen, die Sengle und Hermand im Vorfeld der Festschrift über ihre wissenschaftlichen Meinungsverschiedenheiten zur Epochenklassifikation wechselten, sicherten sie beide das private Verhältnis – ungeachtet des Beharrens auf die je eigene literaturhistorische Präferenz – mithilfe harmonisierender Gesten erfolgreich ab. Anders verhält es sich im Falle Gansbergs: Obgleich auch sie ihre (hochschul-)öffentlichen Distinktionsbemühungen in ihrer privaten Korrespondenz mit Sengle noch durch versöhnliche Töne zu kompensieren versuchte, überdauerte die Verbindung nicht. Und nachdem der persönliche Kontakt abgebrochen war, nutzte Sengle die prominente Bühne des Germanistentags 1972 zu einer ironisch-satirischen Demonstration seiner Überlegenheit. Die offene Polemik konnte daher nicht mehr – wie zur gleichen Zeit noch bei Hermand – im Privaten ausgeglichen werden; die gezielten Spitzen gegen Gansberg, etwa die Erwähnung psychischer Schwäche, werden vermutlich umso verletzender auf die Schülerin gewirkt haben. Man könnte sich in anderen Konstellationen und unter anderen politischen Bedingungen ebenfalls vorstellen, dass eine Polemik auf der ›Vorderbühne‹ durch Absprachen auf der ›Hinterbühne‹ so mediatisiert wird, dass beide Parteien weitgehend unverletzt daraus hervorgehen. Die wissenschaftspolitischen Spannungen der Zeit aber haben hier aus der Diskussion einen ›Methodenkampf‹ werden lassen, der für die Fachöffentlichkeit sowie für die Schüler:innen als Symptom der agonal werdenden Beziehungen innerhalb der ›Sengle-Schule‹ verstanden werden musste. Die fast zehn Jahre später, dem dritten Band der *Biedermeierzeit* angehängte Liste von Doktorand:innen ließe sich jedoch wieder als ausgleichende, den Schulzusammenhang trotz Divergenzen öffentlich stabilisierende Geste Sengles oder gar als Anerkennung der Schülerschaft verstehen.

Verhältnisse zwischen Schüler:innen und Lehrer:innen sind komplex und bergen in der Rekonstruktion und Analyse aufgrund ihrer hierarchischen Struktur viele Fallstricke. Neben den allgemeinen, aus der Schulstruktur resultierenden Faktoren scheinen ferner zeitgeschichtlich-politische Einflüsse und indivi-

duelle, generations- sowie disziplinenhistorisch gebundene Faktoren die Beziehungsgeflechte innerhalb einer ›Schule‹ stark zu prägen. Schüler:innen, die sich wissenschaftlich und/oder politisch von ihren Lehrpersonen emanzipieren und nicht – wie andere Schüler Sengles, etwa Manfred Windfuhr oder Günter Häntzschel – das Schulprogramm fortschreiben, sondern womöglich sogar eine abweichende *scholarly persona* entwickeln wollen, um beispielsweise eine eigene Schule zu begründen, müssen die Dynamiken von ›Vorder-‹ und ›Hinterbühne‹ zu kontrollieren versuchen. Denn nur so lässt sich das Risiko einer Exkommunikation vermeiden. In Zeiten, in denen auch die Wissenschaft in politische Polarisierungen involviert ist, ist dies ungleich schwerer. Wissenschaft aber lebt von Selbstständigkeit, Abweichung und Innovation. Auch der Kopf einer Schule geht daher durch zu rigide Vorgaben und zu normierte Erwartungen, seien sie wissenschaftlicher oder politischer Natur, ein Risiko ein. In der Rolle des Lehrers hatte Sengle mit diesen Risiken umzugehen und die Identität der mit ihm assoziierten ›Schule‹ zu bewahren, etwa indem er durch Inklusions- oder Exklusionsgesten gegenüber seinen Schüler:innen, gegenüber Dritten und gegenüber der Öffentlichkeit Grenzen markierte.

Für den Konfliktverlauf entscheidend waren neben diversen individuellen und kontingenten Faktoren, politischen Sensibilitäten und Präferenzen auch die schulexternen Netzwerke, in die sich die Schüler:innen eingebunden sahen. Marie Luise Gansberg suchte zunehmend die Unterstützung von politischen Weggefährt:innen im Rahmen des Sozialistischen Deutschen Studentenbunds in Heidelberg, und sie erfuhr durch das Münchener, später das Marburger Kollegium neue Impulse und Prägungen. Diese Verbindungen konnte sie für die Entfaltung ihrer marxistischen Literaturauffassung und später der feministischen Literaturwissenschaft gewinnbringend nutzen und die ›Sengle-Schule‹ hinter sich lassen. Jost Hermands Schulzugehörigkeit war länger umkämpft, wohl auch weil er früh konkurrierende akademische Vorbilder und Kooperationspartner:innen an seiner Seite wusste und er in den USA neue, von Sengle weitgehend unabhängige Netzwerke aufbauen konnte. Der Auslöser für den Bruch bildeten hier keine politischen oder wissenschaftlichen Instanzen, sondern Sengles verschlossener Umgang mit seiner eigenen NS-Vergangenheit. Für Hermand stellte dies – in der Terminologie Goffmans – eine unlautere ›Täuschung‹²¹⁵ dar, ein falsches, auf ›Vorder-‹ und ›Hinterbühne‹ vollzogenes Rollenspiel, das nach seiner Aufdeckung die Fortsetzung der Beziehung unmöglich machte.

215 Ebd., S. 54–62.

Entdecken wir, daß jemand, mit dem wir zu tun haben, ein Betrüger oder offenkundiger Schwindler ist, so beinhaltet diese Entdeckung, daß er nicht das Recht hatte, die Rolle zu spielen, die er gespielt hat. Wir nehmen an, daß die Art, wie sich der Betrüger darstellte, nicht nur seine Person in falschem Licht zeigt, sondern darüber hinaus noch andere Fehler aufweist [...].²¹⁶

Im Nachhinein, vor allem nach Sengles Tod, war es diese späte Entlarvung, die Hermand wiederholt zum Anlass einer Revision seiner Schulerfahrungen nahm. Die eingangs konstatierte Diskrepanz zwischen Hermands retrospektiver Kritik an Sengle und dem zeitgenössischen, sich aus den Archivbeständen ergebenden Bild des Verhältnisses von Sengle zu seinen Schüler:innen erklärt sich aus dieser persönlichen und politischen Enttäuschung. Gansberg, Hermand, ja alle, sogar die – in Holthusens Nomenklatur – ›rechtssengleanische‹ Schülerschaft hatten aus Hermands Perspektive ihrem Lehrer unter einer falschen Prämisse ihr Vertrauen geschenkt und ihre internen und externen Anerkennungskämpfe unter falschen Vorzeichen ausgefochten. Im wissenschafts- und erinnerungspolitisch gefärbten Rückblick hatte Hermand mithin gute Gründe, die persönliche Beziehungsgeschichte zwischen Sengle und ihm zu überschreiben und an dessen Stelle eine kritische, auch persönliche Konsequenzen ziehende Haltung zur deutschen Geschichte zu setzen.

216 Ebd., S. 55f.